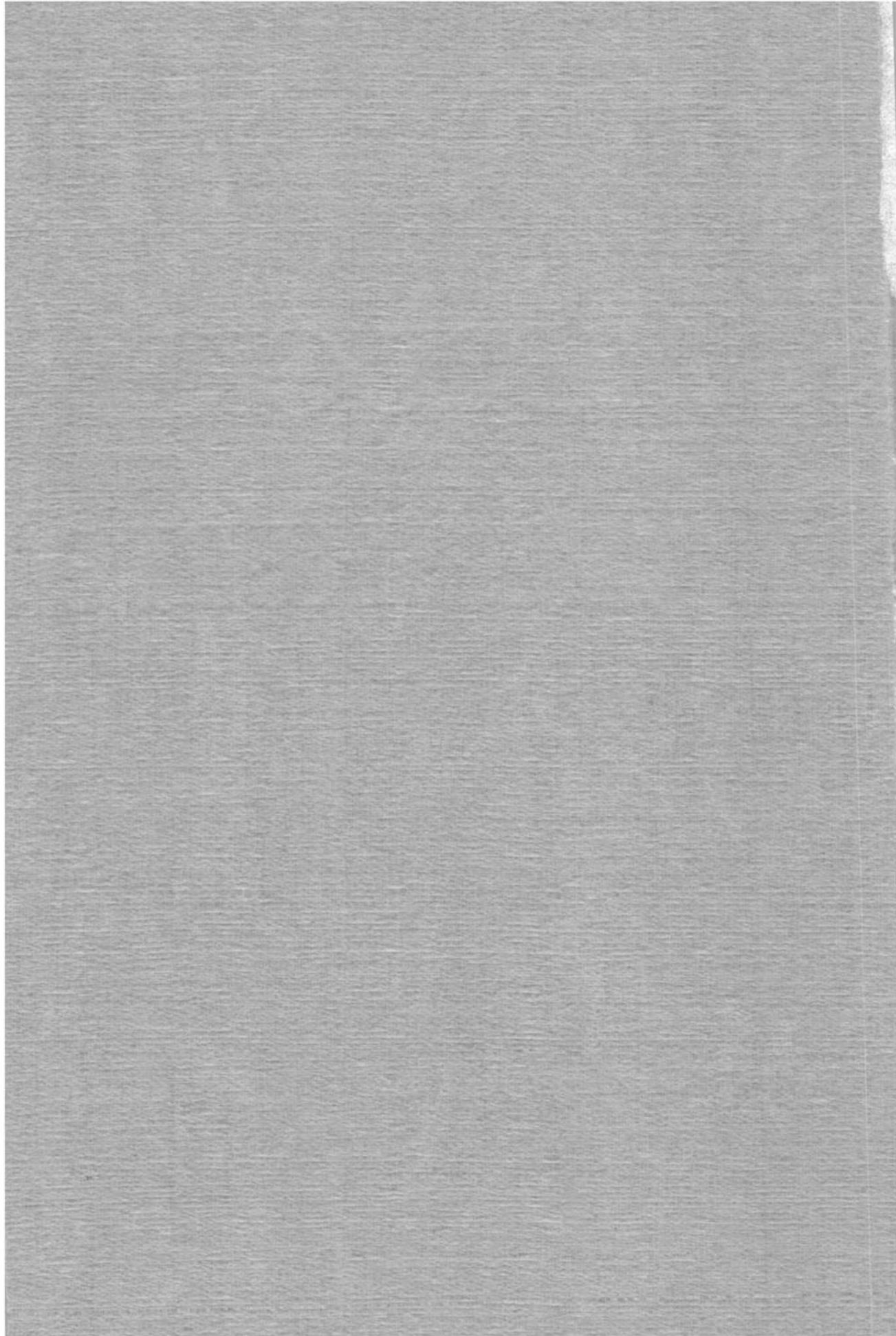


SAARBRÜCKER

HEFTE

HEFT **43** SAARBRÜCKEN 1976



Die vorliegende Ausgabe erscheint mit Unterstützung der Saarländischen Sparkassen und der Landesbank Saar Girozentrale sowie der Saarbergwerke AG.

Die SAARBRUCKER HEFTE erscheinen halbjährlich / Schriftleiter: Dipl.-Ing. Dieter Heinz, Saarbrücken 1, Spichererbergstraße 73 / Herausgeber: Kulturamt der Stadt Saarbrücken / Nachdruck ohne vorherige Zustimmung der Schriftleitung nicht gestattet; alle Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten; für unverlangte Einsendungen haftet die Schriftleitung nicht. Preis des Einzelheftes 6,— DM / Abonnementspreis: 5,— DM. Abonnements werden entgegengenommen vom Minerva-Verlag, 6600 Saarbrücken 3, Futterstraße 25, Tel. 3 59 64, und vom Kulturamt der Stadt Saarbrücken, 6600 Saarbrücken 3, Rathausplatz 7, Tel. 3 00 14 02 / Führen in Lesezirkeln nur mit Genehmigung / Druck: Buch- und Offsetdruckerei A. Krüger, 6638 Dillingen (Saar), Marktstraße 1, Telefon (0 68 31) 7 30 88 - 89.

SAARBRÜCKER HEFTE

HERAUSGEGEBEN VOM
KULTURAMT
DER STADT SAARBRÜCKEN

HEFT 43 1976



MINERVA-VERLAG SAARBRÜCKEN

INHALTSVERZEICHNIS

5	ERNST KLEIN Der Saarbergbau vor hundert Jahren
19	HANS-CHRISTOPH DITTSCHIED Die Bergwerksdirektion — ein Zeugnis preußischer Architektur in Saarbrücken
35	MARTIN KLEWITZ Das Direktionsgebäude der Saarbergwerke im Wandel der Jahrzehnte
43	DORIS SECK Fritz Schuster — Oberbürgermeister der Landeshauptstadt Saarbrücken
53	HANS WESZKALNYS Lebenserinnerungen eines Saarbrücker Architekten (V) aus den Jahren 1918—1946

MITARBEITER:

Prof. Dr. ERNST KLEIN, 66 Saarbrücken, Puccinistraße 19

cand. phil. HANS-CHRISTOPH DITTSCHIED, 66 Saarbrücken, Ziegelstraße 95

Dr. MARTIN KLEWITZ, Landeskonservator, 667 St. Ingbert, Nelkenstraße 20

Dr. DORIS SECK, Journalistin, 66 Saarbrücken, Danziger Straße 5

Für HANS WESZKALNYS: STEFAN WESZKALNYS, Assessor, 66 Saarbrücken, Altneugasse 7

DER SAARBERGBAU VOR HUNDERT JAHREN

Als der Vorsitzende der Saarbrücker Bergwerksdirektion, Adolf Achenbach ¹⁾, am 29. Juni 1871 dem preußischen Handelsminister Grafen von Itzenplitz ²⁾ in einem mit Skizzen und Erläuterungen versehenen Memorandum ³⁾ vortrug, daß es an der Zeit sei, den schon seit einigen Jahren gehegten Plan der Errichtung eines neuen Direktionsgebäudes endlich zu realisieren, weil der alte, am Schloßplatz gelegene Bau „weder in geschäftlicher noch in sanitätspolizeilicher Hinsicht den Anforderungen“ entsprach, da befand sich der Saarbergbau am Beginn jenes konjunkturellen Aufschwungs, den man gemeinhin „Gründerzeit“ nennt, dem dann freilich schon nach drei Jahren die bekannte Gründerkrise folgte.

Man könnte daher denken, daß der Zeitpunkt für die Durchführung eines so aufwendigen Projektes, das nach dem Voranschlag der Bergwerksdirektion vom 31. Mai 1873 ⁴⁾ 180 000 Taler (= 540 000 Mark) kosten sollte und schließlich 635 000 Mark gekostet hat ⁵⁾, denkbar ungünstig gewählt war. Aber die nachfolgenden Ausführungen werden zeigen, daß der Saarbrücker Bergfiskus, der Gründerkrise ungeachtet, nicht nur nicht in die roten Zahlen geriet, sondern in diesen Jahren immer noch genügend Gewinne erwirtschaftete, die es ihm erlaubten, für den Ausbau des Grubenbetriebes und die Verbesserung der technischen Anlagen die erforderlichen Investitionen zu tätigen, und daneben auch noch den Neubau eines Direktionsgebäudes zu finanzieren, das die Saarbrücker Zeitung in ihrer Ausgabe vom 30. November 1873 als „Prachtgebäude“ apostrophierte, womit sie wohl andeuten wollte, daß ihr das im Jahre 1880 schließlich fertiggestellte Bauwerk etwas zu aufwendig geraten schien.

Der Kgl. Preußische Steinkohlenbergbau an der Saar hatte in den sechziger Jahren eine wenngleich nicht stürmische, so doch stetige Ausdehnung gewonnen: die Förderung war von 2 auf 3,5 Millionen Tonnen angestiegen, die für den Fiskus erwirtschafteten Überschüsse von 3,8 auf 7,1 Millionen Mark ⁶⁾. Diese günstige Entwicklung war nur 1867/68 durch eine konjunkturelle Flaute unterbrochen worden, die zwar zu einer empfindlichen Ertragsminderung infolge mehrfacher Preisreduktionen, jedoch zu keiner Absatzminderung geführt hatte. Die leichte Depression war schon im Herbst 1868 überwunden, so daß das Jahr 1869 wieder einen Aufschwung der Geschäfte brachte, der sich auch im Frühjahr 1870 fortsetzte.

Der Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges mußte den Saarbergbau infolge seiner Grenzlage besonders hart treffen, denn das Gebiet der Saargruben wurde vorübergehend Kriegsschauplatz. Im Zuge der Kampfhandlungen fiel Saarbrücken vom 2. — 6. August in die Hand französischer Truppen. Hinzu kam die Einberufung von rund 3 000 Bergleuten zum Wehrdienst, der nahezu vollständige Mangel an rollendem Material, das für militärische Zwecke beansprucht wurde, und das am 16. Juli von der preußischen Regierung verhängte Kohle-Ausfuhrverbot, das allerdings auf Intervention der Bergwerksdirektion beim Handelsminister am 27. August für Italien, die Schweiz und Österreich wieder aufgehoben wurde ⁷⁾. Das änderte jedoch nichts daran, daß die für die Saargruben weit wichtigere Ausfuhr nach Frankreich ausfiel, und der Export nach Süddeutschland

ebenfalls praktisch zum Erliegen kam, weil es bei der Pfälzischen Eisenbahn an Transportkapazitäten mangelte.

Wegen der kriegsbedingten Stockung in der Förderung, die von 3,5 auf 2,7 Millionen Tonnen zurückgefallen war,⁸⁾ sowie wegen der durch Wagenmangel verursachten Störungen in der Verteilung kam es im Winter 1870/71 zu einer „allerseits schwer empfundenen Kohlennot“, die vor allem die privaten Haushalte traf, da die Großabnehmer über gewisse Vorräte verfügten und durch langfristige Lieferungsverträge gesichert waren. Die Bergwerksdirektion nutzte daher die Kohlenknappheit auch nicht zu Preiserhöhungen aus, weil dadurch die privaten Kleinverbraucher am schwersten getroffen worden wären⁹⁾. Doch schon im Frühjahr 1871 entspannte sich die Lage, und bis zum Herbst hatte sie sich soweit normalisiert, daß die Bergwerksdirektion zum 1. Oktober 1871 eine Preiserhöhung für geboten hielt. Sie begründete sie mit der „stärkeren Nachfrage“ sowie der „steigenden Tendenz der Preise in den konkurrierenden Steinkohlenrevieren“¹⁰⁾.

Die Bergwerksdirektion war übrigens seit der Reorganisation der preußischen Bergverwaltung vom Jahre 1861 in ihrer Preispolitik vollkommen selbständig, auch wenn sie als staatliche Behörde nach wie vor der Aufsicht des Oberbergamtes und des Ministeriums für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten unterworfen blieb. Aber die ministerielle Einwirkung beschränkte sich im wesentlichen auf die bergpolizeilichen Angelegenheiten, während die Bergwerksdirektion in ihrer Unternehmensführung lediglich zur regelmäßigen Berichterstattung verpflichtet war, alle Entscheidungen jedoch selbständig zu treffen und zu verantworten hatte, abgesehen von größeren Investitionen, zu denen die ministerielle Genehmigung erforderlich war. Und natürlich hatte die Bergwerksdirektion wie jede andere preußische Behörde die haushaltsrechtlichen Vorschriften zu beachten und sich hinsichtlich ihrer Finanzgebarung der Kontrolle der Oberrechnungskammer zu unterwerfen.

Auch war die Bergwerksdirektion natürlich gehalten, nicht nur Betriebsverluste unbedingt zu vermeiden, sondern dem Fiskus möglichst ansehnliche Einkünfte zu erwirtschaften. Dies sowie das sozialpolitisch motivierte Bemühen der Bergbehörde um eine kontinuierliche Sicherung der Arbeitsplätze zwang zu vorsichtigeren Dispositionen in der Investitions-, Preis-, Absatz- und Lohnpolitik als sie einem privaten Unternehmer vielleicht angezeigt erscheinen mochten. Das zeigte sich etwa darin, daß die Bergwerksdirektion in Zeiten der Konjunktur keine drastische Produktionsausweitung vornahm, um in der Flaute nicht zu ebenso drastischen Einschränkungen mit Arbeiterentlassungen gezwungen zu sein.

Die nicht ausschließlich an der Gewinnmaximierung orientierte Unternehmenspolitik der Bergwerksdirektion kam auch in einer maßvollen Investitions- und Lohnpolitik sowie in ihrer Marktstrategie zum Ausdruck, die im wesentlichen darauf gerichtet war, das Absatzgebiet der Saarkohle, d. h. soweit ihre Standortvorteile reichten, gegen die belgische und westfälische Konkurrenz zu behaupten, sich aber auf keinen ruinösen Wettbewerb einzulassen. In Zeiten starker Nachfrage suchte man diese durch höhere Preise auf das Maß der Leistungsfähigkeit der Gruben zu beschränken, im umgekehrten Falle durch niedrige Preise die Nachfrage zu beleben, um keine Haldenbestände anwachsen zu lassen.

Diese im Grunde defensive Marktstrategie der Bergwerksdirektion zeigte sich sehr deutlich darin, daß sie den Preisbewegungen in den anderen mit ihr konkurrierenden Kohlerevieren stets *folgte*, niemals vorausging, weder bei steigender noch bei rückläufiger Tendenz der Marktpreise. Die zurückhaltende Preispolitik der Bergverwaltung war auch im Nachkriegsboom der frühen siebziger Jahre zu beobachten. Während an der Ruhr der Preis für Förderkohlen 1871 im Vergleich zum Vorjahre schon von 7,35 M. auf 10,— M. pro Tonne, d. h. um 36,5 % gestiegen war ¹¹⁾, betrug der Preisanstieg an der Saar für die gleiche Kohlensorte nur 23,3 %: nämlich von 8,60 M. auf 10,60 M. ¹²⁾.

Erst im Sommer 1872 entschloß sich die Bergwerksdirektion zu der ersten kräftigen, alle Kohlensorten sämtlicher Saargruben erfassenden Preiserhöhung, der im Herbst und Winter zwei weitere folgten, die mit der großen Nachfrage und dem enormen Preisauftrieb auf dem westfälischen, belgischen und französischen Kohlenmarkt begründet wurden ¹³⁾. Von August bis Dezember 1872 stiegen die Preise je nach Kohlensorte um 20—30 %. Nach einer vorübergehenden Beruhigung im Frühjahr 1873 nahm die Nachfrage im Herbst und Winter abermals in so hohem Maße zu, daß ihr trotz steigender Förderung nicht genügt werden konnte, und der Bergwerksdirektion daher weitere Preisanhebungen in zwei Etappen um insgesamt 10—19 % gerechtfertigt erschienen, zumal im westfälischen Revier die steigende Preistendenz anhielt.

Um diese Zeit zeigte sich aber auch schon, daß der Höhepunkt des Booms überschritten war. Die belgischen Kohlenpreise hatten nämlich an Festigkeit verloren, was die Bergwerksdirektion veranlaßte, mit „einiger Vorsicht in der Bestimmung der Höhe des Preisaufschlags“ zu verfahren, dies umsomehr als sich in der Industrie bereits eine nachlassende Nachfrage bemerkbar machte, die vorläufig nur noch durch lebhafte Bestellungen des Kohlenhandels zwecks Anlage von Wintervorräten kompensiert wurde. Die mit Wirkung vom 1. Dezember 1873 verfügte Preiserhöhung betrug daher nur noch 4—4,5 %.

Damit war der Höhepunkt des Preisauftriebs erreicht. Seit dem 1. August 1870 waren die Preise bei den Stückkohlen um 113 %, bei den Förderkohlen um 118 % und bei den Grieskohlen um 92 % gestiegen ¹⁴⁾. Daraus resultierte eine Zunahme der Erlöse von 21,4 auf 70,8 Millionen Mark, während die Gesamtkosten, vornehmlich infolge einer Vermehrung der Belegschaft um nahezu 6 000 Mann ¹⁵⁾ und eines erhöhten Verbrauchs an Betriebsmaterialien aller Art, zwar auch von 16 auf 30,5 Millionen Mark anstiegen, dennoch aber weit hinter den Einnahmen zurückblieben, so daß enorme Überschüsse an die Staatskasse abgeführt werden konnten ¹⁶⁾:

1870: 5 100 991 M	1872: 18 918 607 M.
1871: 8 221 631 M.	1873: 38 319 942 M.

Die hohen Preise der Konjunktur setzten sich jedoch nicht ausschließlich in Unternehmensgewinne um, denn die Förderung und der Absatz stiegen 1870—1873 nur um 56% ¹⁷⁾, die Kosten dagegen um 90 % ¹⁸⁾. Das bedeutet, daß die Selbstkosten pro Tonne im genannten Zeitraum zugenommen haben, und zwar von 5,78 M. auf 7,14 M. ¹⁹⁾ oder um 23,5 %. Die im Vergleich zur Förderung überproportionale Steigerung der Kosten betraf vor allem die Betriebsmaterialien mit 138 %, die Investitionen mit 112 % und die Bergarbeiterlöhne mit 83 %, während die sog. Generalkosten ²⁰⁾ mit

62,5 % die Steigerungsrate von Förderung und Absatz nur wenig überschritt.

Die Tatsache, daß die Lohnkosten um 83 % zunahmen, während die Belegschaft unter Tage nur um 38 % vermehrt worden ist, läßt schon erkennen, daß die Schichtlöhne gestiegen sein müssen. Sie lagen im Jahre 1870 bei 2,64 M. und betrug drei Jahre später 3,50 M. ²¹⁾, was einer Zunahme um 32,6 % entspricht. Da jedoch gleichzeitig die Arbeitsleistung pro Mann und Schicht um 12,8 % zunahm ²²⁾, schlug diese Lohnsteigerung bei der oben erwähnten Zunahme der Selbstkosten pro Tonne nur mit 17,4 % zu Buche, was jedoch immerhin zwei Drittel der Kostensteigerung ausmachte.

Wodurch die Erhöhung der Arbeitsleistung erzielt wurde, läßt sich im einzelnen natürlich schwer angeben, wiewohl es nahe liegt, an Verbesserungen in der Abbau- und Fördertechnik zu denken, die in der Tat in mancher Hinsicht in dieser Zeit stattgefunden haben. Man kann indessen nicht ausschließen, daß auch eine Steigerung der Arbeitsintensität daran beteiligt war, wie aus einem Bericht über die Entwicklung der Grube Gerhard hervorzugehen scheint ²³⁾. Dort heißt es zum Jahre 1871: „Die Prämiengedinge ²⁴⁾ wurden abgeschafft, die einzelnen Arbeitspunkte schwächer belegt, und durch beide Maßnahmen eine Erhöhung der Leistung erzielt“.

Was den technischen Fortschritt angeht, so vollzog er sich im Steinkohlenbergbau sehr allmählich, wenig spektakulär, beinahe unter Ausschluß der Öffentlichkeit, deswegen jedoch nicht weniger wirksam. Zu Beginn der siebziger Jahre wurden an der Saar nicht nur die großen Tiefbauanlagen Camphausen (1871), Kreuzgräben (1872) und Maybach (1873) in Angriff genommen, sondern beispielsweise auch die maschinelle Ausrüstung verbessert, indem man modernere und leistungsfähigere Förder- und Wasserhaltungsmaschinen aufstellte, wie 1872 auf den Gruben Gerhard ²⁵⁾ und Sulzbach ²⁶⁾, 1873 auf der Grube Friedrichsthal ²⁷⁾.

Auf Gerhard wurden 1871 Gußstahlseile eingeführt, die Zahl der Schmalspur-Lokomotiven wurde erhöht, Gußstahlschienen gelangten seit 1872 in größerem Umfang zur Anwendung, und beim Abteufen des Mathilde-Schachtes setzte man 1873 zwei Brydon'sche Bohrmaschinen ein. Auf der Grube Friedrichsthal wurde 1873 die erste unterirdische Wasserhaltungsmaschine installiert ²⁸⁾, auf Sulzbach-Altenwald 1870 eine Ventilatoranlage ²⁹⁾, auf Von der Heydt eine maschinelle Streckenförderung mit Seil ohne Ende in Betrieb genommen ³⁰⁾, wodurch die Förderkosten im Von der Heydt- und Lampenneststollen um 20 % gesenkt werden konnten.

Hinzu kam der eiserne Ausbau von Strecken und Schächten, das Abteufen von Wetterschächten, der Einsatz von Preßluftmaschinen für die Förderung, Wasserhebung und Gesteinsbohrung unter Tage. Wieweit dies alles, verbunden mit der Verbesserung der Transportwege über und unter Tage, zur Erhöhung der Produktivität beigetragen haben mag, läßt sich, wie schon erwähnt, im einzelnen schwer ermitteln. Man muß dabei vor allem bedenken, daß der Bergmann, wie kaum ein anderer, damals noch mehr als heute, seine Arbeitsleistung unter Bedingungen zu vollbringen hat, die oft nicht vorherzusehen sind. Wenn etwa 1871 auf der Grube Sulzbach-Altenwald wegen eines Gestängebruchs der Wasserhaltungsmaschine die zweite Tiefbausohle drei Wochen lang ersoff, die Venitzstollensohle wegen eines Kesseldefektes ebenfalls, und gleichzeitig noch wegen eines Sprunges

im Gebirge Schwierigkeiten auftraten ³¹⁾, dann konnte so etwas natürlich nicht ohne Einfluß auf die Schichtleistung der Belegschaft dieser Grube bleiben. Im Jahre darauf ersoff die dritte Tiefbausohle, ohne daß es dazu eines Maschinendefektes bedurft hätte, sondern einfach wegen stärkerer natürlicher Wasserzuflüsse, die ein abnorm nasser Herbst zu verantworten hatte ³²⁾. Die Arbeitsleistung des Bergmannes hatte also nicht nur etwas mit Wirtschaft, Technik und Arbeitsmoral zu tun, sondern sehr viel auch mit der Gunst oder Ungunst des Wetters, *der* Wetter und des Gebirges.

Die im Herbst 1873 sich ankündigende Abkühlung der Konjunktur wurde im Frühjahr 1874 deutlicher sichtbar durch Produktionseinschränkungen vornehmlich in der Eisenindustrie. Die Bergwerksdirektion berichtete am 17. Februar 1874 nach Berlin: ³³⁾ „Zu der gewöhnlich mit Ablauf des Winters eintretenden Flaueit des Kohlenmarktes . . . gesellten sich diesmal zwei weitere, die Nachfrage beeinträchtigende Momente: einmal der durch den ungewöhnlich milden Winter bedingte geringere Konsum zu häuslichen Zwecken, und sodann der Minderbedarf verschiedener danieder liegender Industriezweige, zumal der Eisenindustrie, deren Betriebseinschränkungen in dem hiesigen Bezirke erst jetzt recht fühlbar werden. Unter dem Einfluß dieser Verhältnisse hat sich auf den konkurrierenden Kohlenmärkten ein allgemeiner Preisrückgang zum Teil schon vollzogen, zum Teil ist derselbe noch im Fortschreiten begriffen. In dem benachbarten Belgien sind seit dem Beginn des Jahres die Kohlenpreise sehr erheblich gefallen, und neuerdings läßt sich auch in Westfalen ein allgemeines Weichen der Preise beobachten“.

Um nicht den eigenen Absatz zu gefährden, sah sich die Bergwerksdirektion daher veranlaßt, der Preisbewegung in den Konkurrenzrevieren zu folgen und zum 1. März 1874 eine vorerst noch mäßige Preissenkung von je nach Sorte 7—8,5 % zu verfügen. Aber schon zwei Monate später war sie zu einem weiteren Preisnachlaß gezwungen, weil „die weichende Tendenz auf den Kohlenmärkten Belgiens und Westfalens noch weitere, beträchtliche Fortschritte gemacht“ habe, und „bei der allgemeinen Lage der meisten Industriezweige auch keine Aussicht auf ein baldiges Anziehen derselben vorhanden“ sei ³⁴⁾.

Auch die Tatsache, daß mit dieser neuerlichen, zum 1. Mai 1874 wirksam werdenden Preissenkung, die bei den Förderkohlen sogar 16,2 % ausmachte, der laufende Tagespreis unter die mit den Großabnehmern jeweils am Jahresende auf ein Jahr im voraus vereinbarten Vertragspreise fielen, konnte die Bergwerksdirektion nicht von dieser Maßnahme abhalten. Sie rechtfertigte sie damit, daß eine andernfalls zu besorgende Einschränkung des Absatzgebietes zu Gunsten der Konkurrenz „für das fiskalische Interesse dauernde, schwer zu beseitigende Nachteile im Gefolge haben würde“. Eine Rücksicht auf die Großabnehmer sei dem gegenüber umso weniger angebracht, als diesen ja in den vorangegangenen Jahren bei der umgekehrten Preisentwicklung aus den vertraglichen Festpreisen erhebliche Gewinne erwachsen wären.

Der konjunkturelle Rückschlag machte sich auch bei den Eisenbahnen sofort bemerkbar, jedenfalls konstatierte die Saarbrücker Eisenbahndirektion für das erste Quartal 1874 eine Mindereinnahme von 49 200 M. im Vergleich zum gleichen Quartal des Vorjahres, und sie machte dafür die immer

noch zu hohen Kohlenpreise der Saargruben verantwortlich ³⁵⁾. Die Bergwerksdirektion wies diesen Vorwurf jedoch mit dem Bemerken zurück, daß diese Krise, unter welcher Bahn und Bergbau gleichermaßen zu leiden hätten, ganz andere Ursachen habe. Nach Ansicht der Bergbehörde war „nach der übermäßigen Anspannung der industriellen Produktion in den letzten beiden Jahren eine allgemeine Reaktion unausbleiblich“; dem gegenüber sei es eine Illusion zu glauben, man könnte dieser industriellen Krise, vor allem in der Eisenindustrie, durch eine Senkung der Kohlenpreise beikommen.

Es könne daher auch nicht das Bestreben der Bergwerksdirektion sein, den Absatz durch drastische Preissenkungen auf die frühere Höhe heben zu wollen, „da dies, so lange die Kalamität der Industrie andauert, überhaupt nicht möglich ist“ ³⁶⁾. Langjährige Erfahrungen hätten gezeigt, „daß sich durch keine noch so große Preisopfer der Konsum erzwingen läßt, und daß man daher sich lediglich darauf beschränken muß, das bisher beherrschte Absatzgebiet auch ferner zu behaupten, und den Preisrückgängen der konkurrierenden Kohlen soweit zu folgen als dies notwendig ist, um deren Vordringen zu hindern. Weiter mit Preisermäßigungen vorzugehen, als durch diese Rücksicht geboten ist, erscheint bei den bedeutenden Ausfällen, welche mit jeder Preisermäßigung verbunden sind, nicht rätlich“.

Die Bergwerksdirektion machte ferner geltend, daß man sich nicht immer am niedrigsten Konkurrenzpreis orientieren dürfe, weil die Saarkohle mit demselben Preis „nach verschiedenen Seiten hin der Konkurrenz entgegenzutreten“ habe, und weil überstürzte Preisherabsetzungen, wie das belgische Beispiel zeige, eher das Gegenteil von dem bewirkten, was man damit bezweckt. Die Preisstürze in Belgien hätten den dortigen Kohlenmarkt „tief erschüttert und den Konsum, statt denselben zu beleben, eher abgeschreckt, indem jede Herabsetzung die Hoffnung auf noch weiter gehende Konzessionen weckte“. Vor allem aber liege kein Grund zu einer weiteren Preisreduktion vor, „so lange die zu erwartende Förderung der Gruben durch die Bestellungen noch reichlich gedeckt wird“. Gerade der Eisenbahnabsatz sei immer noch befriedigend, denn er habe in den ersten vier Monaten des Jahres mit 19 753 080 Ztr. noch um 700 000 Ztr. über dem Absatz des Vorjahres gelegen ³⁷⁾.

Doch schon drei Tage später, als sich herausgestellt hatte, daß die Kohlenbestellungen für den Monat Juni ³⁸⁾ unbefriedigend waren, und ein aus Westfalen zurückgekehrter Beamter über drastische Preissenkungen an der Ruhr berichtet hatte, sah sich die Bergwerksdirektion genötigt, ihre noch eben gegenüber dem Minister vertretene Ansicht zu revidieren und mit Wirkung vom 1. Juni 1874 eine neuerliche Preisreduktion um durchschnittlich 1 Sgr. pro Ztr. (= 5 — 14 % je nach Sorte) vorzunehmen ³⁹⁾. Trotz der „anhaltend schlechten Lage des Kohlenmarktes“ sei für diesen Entschluß jedoch nicht „eine augenblickliche Verlegenheit an Absatz“ maßgebend gewesen, der immer noch fortlaufend der Höhe der Förderung entspreche, sondern vielmehr die Überzeugung, „daß wir bei Festhaltung der gegenwärtigen Preise den unverkennbar wachsenden Anstrengungen der Konkurrenzreviere in nächster Zeit nicht mehr gewachsen sein und die in Aussicht zu nehmende Vermehrung der Förderung nicht regelmäßig zum Absatz bringen würden“.

Trotz der prekären Marktlage dachte die Bergwerksdirektion also nicht etwa an eine Einschränkung, sondern im Gegenteil an eine Ausweitung der Produktion, deren Absatz freilich auf dem süddeutschen Markt nicht nur durch die niedrigen Preise der Ruhrkohle erschwert wurde, sondern auch dadurch, daß die Schiffsfrachten auf dem Rhein wegen des günstigen Wasserstandes sanken und gleichzeitig mit Wirkung vom 15. Mai die Tarife auf der Pfälzischen Eisenbahn angehoben worden waren, „welche Maßregel uns in der Konkurrenz mit den per Schiff nach Mannheim kommenden westfälischen Kohlen um den gleichen Betrag (4 Pf. pro Ztr.) ungünstiger stellen als bisher“. Eine „starke Ermäßigung der Kohlenpreise“ sei daher unvermeidlich gewesen.

Die Tendenz sinkender Preise setzte sich auch in den nächsten Monaten fort, vor allem auf dem westfälischen Markt, während in Belgien eine gewisse Beruhigung eingetreten zu sein schien. Die Ruhrkohlen dagegen wurden am Rhein, in Baden, Württemberg und in der Schweiz so billig angeboten, daß die Saarbrücker Bergverwaltung sich am 24. September 1874 entschließen mußte, die Preise für Stückkohlen um etwa 10 % zu senken ⁴⁰⁾, um das süddeutsche Absatzgebiet nicht zu verlieren. Einen Monat später wurde auch der Grieskohlenpreis gesenkt ⁴¹⁾, weil sich am Saarbrücker Hafen erhebliche Haldenbestände angesammelt hatten.

Nachdem die Preise sich im Winter 1874/75 und im Frühjahr 1875 einigermaßen halten, für einige Sorten sogar geringfügige Preiserhöhungen vorgenommen werden konnten, mußte die Bergwerksdirektion zum 1. Juli 1875 für die besseren Qualitäten abermals eine Preisermäßigung von 8—10 % eintreten lassen, weil die Marktlage sich nicht gebessert und die Konkurrenz in Mittel- und Süddeutschland sich immer stärker fühlbar machte ⁴²⁾. Die Verengung des deutschen Marktes wurde für die Saargruben jedoch dadurch mindestens teilweise kompensiert, daß der Absatz nach Frankreich und Lothringen wesentlich besser florierte.

Am 22. Mai 1876 berichtete die Bergwerksdirektion nach Berlin ⁴³⁾, daß ein Ende der „nun bereits über zwei Jahre andauernden allgemeinen Geschäftskrisis“ noch nicht abzusehen und bei Fortdauer der rückläufigen Konjunktur im Kohlengeschäft mit einem weiteren Sinken der Preise zu rechnen sei. Tatsächlich mußten am 1. Juli 1876 und am 1. Februar 1877 weitere Preisreduktionen von jeweils 4—8 % vorgenommen werden, zumal ein außergewöhnlich milder Winter die Nachfrage noch stärker beschränkt hatte, als es nach der konjunkturellen Lage ohnehin zu erwarten gewesen war, so daß im Januar 1877 „die volle Förderkraft der Gruben . . . nicht mehr voll in Anspruch genommen“ wurde. Eine weitere Preissenkung ließ sich umso weniger umgehen, als die westfälischen und belgischen Gruben mit „überaus niedrigen Offerten“ aufwarteten, weil sie offenbar „in noch mißlicheren Absatzverhältnissen sich befinden“ als die Saargruben, deren Absatzgebiet es zu erhalten gelte ⁴⁴⁾.

„Die anhaltend geringe Nachfrage infolge des Darniederliegens von Handel und Industrie und andererseits die . . . beträchtlichen Preisherabsetzungen für die westfälischen, belgischen und französischen Kohlen“ zwangen die Bergwerksdirektion zu weiteren Preisnachlässen am 1. Juli 1877 ⁴⁵⁾ und am 1. April 1878 ⁴⁶⁾. Bis zum Frühjahr und Sommer 1879 blieb die Marktlage unverändert. In einem Bericht an den Handelsminister vom

28. März 1879 ⁴⁷⁾ heißt es, daß die Konkurrenzreviere erhöhte Anstrengungen unternahmen, um ihren Marktanteil auf Kosten der Saargruben zu erweitern; die Ruhrkohlen würden in Mainz und Mannheim zu Preisen angeboten, die noch „unter den niedrigsten Preisen des vorigen Sommers“ lägen. Die Bergwerksdirektion mußte der Konkurrenz folgen, wiewohl sich die Preisermäßigungen seit dem Sommer 1876 in Grenzen hielten: sie betrug nur noch 2—3 Pf. pro Ztr. oder 40—60 Pf. pro Tonne.

Am 1. Juli 1879 war der Tiefpunkt der rückläufigen Preisbewegung erreicht, doch darf dabei nicht übersehen werden, daß die Preise jetzt den Stand vom März 1870 etwa wieder erreicht hatten, der Preis der Förderkohlen lag sogar noch um 60 Pf. pro Tonne oder 7,7 % darüber. Von der Preisentwicklung her gesehen, haben wir es also eigentlich nicht mit einer dramatischen Krise, sondern eher mit einer allmählichen Normalisierung der Lage zu tun nach der Überspannung der Jahre 1872 und 1873.

Im Oktober 1879 konstatierte die Bergwerksdirektion dann eine erfreuliche Belebung der Nachfrage ⁴⁸⁾, die auch im November und Dezember in „so außerordentlicher Weise“ zunahm, daß erstmals seit sechs Jahren die Preise wieder erhöht werden konnten. „Die stärkere Nachfrage“, hieß es in einem Bericht an den Handelsminister vom 22. Dezember 1879 ⁴⁹⁾, „rührt zwar hauptsächlich von dem außergewöhnlich strengen Frostwetter her, doch ist auch ein nicht unbeträchtlicher Zuwachs des Kohlenverbrauchs bei verschiedenen Industrien zu konstatieren, so daß wir auch nach Beendigung des Winters wohl auf eine verhältnismäßig gute Nachfrage rechnen dürfen“.

Diese Erwartung erfüllte sich in der Tat so sehr, daß die Gruben die „andauernd starke Nachfrage“ kaum zu befriedigen vermochten. Daraufhin wurden zum 1. Februar 1880 die Preise abermals erhöht, zumal auch in den Konkurrenzrevieren die Preise anstiegen ⁵⁰⁾. Bis zum Ende des Jahres blieben die Preise für Förder- und Grieskohlen fest, während der Stückkohlenpreis im Sommer ein wenig nachgab, am Jahresende jedoch wieder leicht anzog.

Da sowohl die Förderung als auch der Absatz von 1873—1879 annähernd konstant blieben ⁵¹⁾, bedeuteten die sinkenden Preise naturgemäß geringere Erlöse und Überschüsse: erstere fielen von 70,8 auf 37,3 Millionen Mark, letztere von 38,3 auf 6 Millionen Mark. Auch diese Zahlen verlieren indessen an Dramatik, wenn man die Daten für 1880 mit denen von 1870 vergleicht, denn dann ergibt sich, daß die Erlöse 1880 infolge einer annähernd doppelt so großen Förderung um 76 %, die Überschüsse um 20 % über denen des Jahres 1870 lagen ⁵²⁾.

Wenn aber die Saargruben trotz nachlassender Konjunktur nicht nur nicht in die roten Zahlen gerieten, sondern auch in den schlechtesten Jahren immer noch Überschüsse von 5—6 Millionen Mark alljährlich an die Staatskasse abliefern konnten, so lag das daran, daß es der Bergwerksdirektion gelang, die Gesamtkosten von 34,7 Millionen Mark (1874) auf 30,9 Millionen Mark (1880), und die Selbstkosten pro Tonne von 8,20 Mark (1874) auf 5,93 Mark (1880) zu senken. Diese Senkung der Selbstkosten um 27,7 % wurde im wesentlichen über eine Senkung der Lohnkosten erreicht: sie betrug 1874: 4,90 Mark und 1880 nur noch 3,72 Mark pro Tonne ⁵³⁾, also 24 % weniger.

Das heißt aber nicht, daß dieses Ergebnis ausschließlich über eine Reduktion der Schichtlöhne erzielt worden wäre, die im gleichen Zeitraum nämlich nur von 3,58 Mark auf 3,10 Mark, also um 13,4 % zurückgingen⁵⁴), sondern die Verringerung der Lohnkosten war zugleich der Effekt einer Leistungssteigerung pro Mann und Schicht um 13,8 %, bezogen auf die Unter-Tage-Belegschaft⁵⁵). Diese Erhöhung der Schichtleistung war natürlich zugleich auch verantwortlich dafür, daß die Förderung auf etwa der gleichen Höhe gehalten werden konnte, obwohl von 1876—1879 die Belegschaft unter Tage um 1 515 Mann oder 8 % verringert worden war.

Von den übrigen Kostenfaktoren trugen nur noch Einsparungen beim Betriebsmaterial in Höhe von etwa 18 % zur Reduktion der Selbstkosten nennenswert bei, während die Generalkosten sogar um 14 % zunahmen, hervorgerufen im wesentlichen durch eine Vermehrung der Beamten und des Maschinenpersonals, deren Löhne und Besoldungen in den Generalkosten enthalten waren. Auch bei den Investitionen wurde nicht gespart, sie lagen von 1875—1880 immer bei etwa 1,5 Millionen Mark jährlich, und damit über dem Niveau von 1872/73, nur daß von 1871—1874 die Neu-Investitionen zwei Drittel der Gesamtsumme ausmachten, während von 1875—1880 die Ersatz-Investitionen überwogen. Das Jahr 1874 fiel mit 2,9 Millionen Mark nur deshalb aus dem Rahmen, weil die enormen Gewinne der beiden Vorjahre die Bergwerksdirektion zu ungewöhnlich großen Ausgaben ermutigt hatten.

Wenn die Bergwerksdirektion auch in den Jahren der Flaute alljährlich 20—30 % ihrer Gewinne reinvestierte, dann muß man sich allerdings vor Augen halten, daß sie in ihren Investitionsentscheidungen nicht völlig frei war, nicht nur wegen der Konkurrenz der westfälischen und belgischen Gruben, sondern weil der Bergbau auch in diesem Punkte seine eigenen Gesetze hat. Da nämlich der Abbau notwendigerweise in immer größere Tiefen vordringen mußte, wurden die Förderung, Wasserhaltung und Bewetterung immer schwieriger und kostspieliger. Wollte man die Förderung überhaupt fortsetzen, ohne sie auch nur quantitativ auszuweiten, mußte man investieren. Es ist allerdings zu vermuten, daß die Bergbehörde in den Jahren 1875—1880 mit ihren Investitionen über dieses unbedingt notwendige Maß nicht wesentlich hinausgegangen ist, zumal sie vom Ministerium zu Sparsamkeit angehalten wurde.

Dennoch kam es, insbesondere in den Jahren 1874/75, zu einer beachtlichen Erweiterung der technischen Ausrüstung: auf der Grube Heinitz wurden zwei Zwillingsfördermaschinen und eine Wasserhaltungsmaschine aufgestellt sowie eine Luftkompressionsanlage errichtet⁵⁶); auf Sulzbach-Altenwald wurde der Kreuzgräbenschacht II mit einer neuen Fördermaschine, Ventilation und Pumpenanlage ausgerüstet, zwei Wasserhaltungsmaschinen am Venitz-Schacht und Gegenortschacht Altenwald aufgestellt⁵⁷).

Auf der Grube Von der Heydt wurden zwei Förder- und zwei Wasserhaltungsmaschinen in Betrieb genommen und im Burbachstollen eine Kettenförderung eingerichtet⁵⁸); auf der Grube Gerhard wurden sogar drei neue Fördermaschinen montiert und die Luftkompressionsanlage verbessert⁵⁹). Hinzu kamen natürlich überall die dazu gehörigen Maschinenhäuser, Seilscheibengerüste und Dampfkesselanlagen.

Auch in den folgenden Jahren wurden alte Maschinen durch neue, leistungsfähigere ersetzt, die zeitsparende Seilfahrt dehnte sich aus: während 1869 nur 520 Bergleute am Seil eingefahren waren ⁶⁰⁾, stieg ihre Zahl bis 1875 auf 2 853 ⁶¹⁾. Im Jahre 1877 hatte sich die eiserne Streckenzimmerung allgemein durchgesetzt, weil sie billiger war als die Türstockzimmerung aus Eichenholz, und seit 1875/76 ging man dazu über, die Förderwagen mit Gußstahlrädern, statt der bis dahin üblichen gußeisernen, auszustatten. Die eisernen Förderkörbe wurden seit 1878 durch stählerne ersetzt. Die Anwendung von Förderseilen aus Gußstahl wurde mit zunehmender Teufe unerlässlich, ebenso die seit 1878 übliche Verwendung von Unterseilen zum Ausgleich des Seilgewichts. Dagegen erwies sich der Einsatz einer amerikanischen Diamant-Bohrmaschine beim Schachtabteufen im Jahre 1875 als zu teuer ⁶²⁾.

Wieweit alle diese technischen Verbesserungen an der oben erwähnten Leistungssteigerung der Bergleute beteiligt waren, läßt sich, wie schon gesagt, kaum ermitteln. Soviel aber kann man sagen, daß der Produktivitätseffekt begrenzt bleiben mußte, solange sich die Mechanisierung im wesentlichen auf Förderung und Transport beschränkte und nicht auch die Gewinnung vor Ort ergriff.

Die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts waren indessen nicht nur charakterisiert durch Gründerboom und Gründerkrise, sondern auch durch eine wachsende Aktivität der politischen wie gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung, so daß sich die Frage stellt, in welchem Umfang die sozialistische Agitation etwa auch unter den Bergleuten an der Saar Erfolge verbuchen konnte. Soweit die Akten der Bergwerksdirektion darüber Auskunft geben, haben im Sommer 1872 zum ersten Male in Saarbrücken von „sozialdemokratischen Agitatoren“ organisierte Arbeiterversammlungen stattgefunden, an denen jedoch keine Bergleute teilgenommen haben sollen ⁶³⁾.

In einem Bericht an den Handelsminister vom 12. August 1873 räumte die Bergwerksdirektion zwar ein ⁶⁴⁾, daß „unter der hiesigen Arbeiterbevölkerung eine gewisse unruhige Bewegung nicht zu verkennen“ sei, „die mehrfach unter einzelnen Arbeiterklassen, wie beispielsweise unter den Maurern von Mettlach, Trier und Saarbrücken, unter den Glasschleifern in Wadgassen etc. zur Forderung höherer Löhne und zur teilweisen Arbeits-einstellung“ geführt habe. Auch auf der Privatgrube Hostenbach sei es im Mai zweimal zu partiellen Streiks gekommen zur Durchsetzung höherer Löhne und einer verkürzten Arbeitszeit, doch die fiskalischen Gruben seien „von der unter den industriellen Arbeitern des Bezirks umgehenden Bewegung — wenigstens äußerlich — völlig unberührt“ geblieben.

Wohl habe unter den Bergleuten, insbesondere unter den jüngeren von ihnen, in letzter Zeit eine gewisse Aufsässigkeit gegenüber ihren Vorgesetzten um sich gegriffen, der man jedoch „mit rücksichtsloser Strenge“ begegnet sei. Dadurch habe die erforderliche Disziplin aufrecht erhalten werden können, und die Bergwerksdirektion werde durch „vermehrte Vorsicht bei Annahme neuer Arbeiter sowie fernere rücksichtslose Beseitigung aller zweideutigen Elemente aus der Belegschaft“ das Ihrige tun, um den Ausbrüchen von Arbeiterunruhen entgegenzuwirken, ohne daß sie, solcher Maßnahmen ungeachtet, völlig ausgeschlossen werden könnten.

In den nächsten beiden Jahren scheint es indessen zu keinen nennenswerten sozialistischen Aktionen gekommen zu sein, jedenfalls ist dergleichen nicht zur Kenntnis der Bergwerksdirektion gelangt, die gewiß nicht verfehlt haben würde, darüber nach Berlin zu berichten. Erst in den Jahren 1876/77 wurden von zwei eigens zu diesem Zweck an die Saar entsandten Agitatoren wieder Versammlungen durchgeführt, die offenbar auch von Bergleuten so zahlreich besucht wurden, daß die Bergwerksdirektion beunruhigt war. Sie schloß sich daher dem Vorgehen der saarländischen Industriellen an, die sich in einer Zusammenkunft am 6. Juli 1877 darauf geeinigt hatten, keine Arbeiter in ihren Unternehmen zu dulden, „welche sich direkt oder indirekt an sozialdemokratischen Agitationen beteiligen“⁶⁵).

In einem an alle Bergleute verteilten Flugblatt vom 7. Juli 1877⁶⁶) drohte die Bergwerksdirektion jedem Bergmann die Entlassung an, der sozialistische Versammlungen besucht, sozialistische Blätter liest oder Wirtshäuser frequentiert, „wo solchen verwerflichen Bestrebungen Vorschub geleistet wird“. In einem Bericht der Bergwerksdirektion an den Handelsminister vom 20. Juli 1877⁶⁷) hieß es, diese Maßregeln hätten schon den gewünschten Erfolg gezeitigt, denn mehrere anberaumte Versammlungen hätten nicht stattfinden können, teils wegen der Verweigerung eines Lokals von seiten der Gastwirte, teils wegen mangelnder Beteiligung. Es komme hinzu, daß der „gefährlichste der beiden Agitatoren“ namens Kaulitz seit dem 11. Juli verhaftet sei und voraussichtlich einer mehrjährigen Haftstrafe entgegensehe, womit der Agitation wenigstens vorläufig ein Ziel gesetzt sei. Der andere der beiden sozialistischen Propagandisten, Hackenberger, wurde übrigens am 24. Juli gleichfalls verhaftet.

Wenngleich die hier herangezogenen Akten der Bergwerksdirektion allein kein abschließendes Urteil erlauben, so spricht doch vieles dafür, daß die sozialistische Bewegung unter den Bergleuten an der Saar während der siebziger Jahre noch nicht auf große Resonanz gestoßen ist, und auch im nächsten Jahrzehnt blieben spektakuläre Erfolge in dieser Richtung jedenfalls aus. Das läßt sich gewiß nicht allein aus den genannten und seit Erlass des Sozialistengesetzes verschärft auch von der staatlichen Exekutive ergriffenen repressiven Maßnahmen erklären, sondern es dürfte auch darauf zurückzuführen sein, daß die Sicherheit des Arbeitsplatzes⁶⁸), die vom Bergfiskus kräftig geförderte Eigentumsbildung bei den Bergleuten⁶⁹), die soziale Sicherheit bei Krankheit und Arbeitsunfähigkeit sowie das relativ hohe Sozialprestige, das der Bergmannsstand dank den Bemühungen der Bergbehörde genoß, die Bergknappen an der Saar für revolutionäre Parolen weniger anfällig machte als ihre Kollegen anderswo.

In den siebziger Jahren gab es an der Saar auch keine Streiks, abgesehen von einem partiellen Ausstand auf der Grube Heinitz am 9./10. Oktober 1871, der aber nicht „auf sozialdemokratischen Wühlereien“, sondern lediglich auf einem Mißverständnis beruhte und deshalb auch rasch beigelegt war⁷⁰). Der erste Bergarbeiterstreik fand in unserem Revier erst vom 25. Mai — 1. Juni 1889 statt, und selbst an diesem waren auf seinem Höhepunkt nur 40 % der Belegschaft beteiligt⁷¹).

Überblickt man die Entwicklung des Saarbergbaues während der hier betrachteten zehn Jahre, so läßt sich abschließend feststellen, daß der Steinkohlenbergbau an der Saar nach 1871 zwar einen Gründerboom erlebte,

von einer nachfolgenden Gründerkrise dagegen kaum die Rede sein kann, allenfalls von einer Stagnation, eher jedoch von einer Normalisierung der Lage. Denn es kam weder zu Massenentlassungen — die Belegschaft war 1879 immer noch größer als 1873 — noch zu Produktionseinschränkungen, der Absatz dehnte sich zwar kaum aus, hielt sich aber auf der während des Booms gewonnenen Höhe, und die Gewinne blieben, aller Klagen der Bergwerksdirektion ungeachtet, beträchtlich.

ANMERKUNGEN:

- 1) Adolf Achenbach (1825—1903), von 1869—1878 Vors. der Bergwerksdirektion, Bruder des von 1873—1878 amtierenden Handelsministers Heinrich von Achenbach.
- 2) Heinrich August Graf von Itzenplitz (1799—1883), von 1862—1873 Handelsminister.
- 3) Landesarchiv Saarbrücken, Abt. 564, Nr. 1605, p. 1 ff.
- 4) ebenda, p. 143 f.
- 5) Hans-Christoph Dittscheid: Die Bergwerksdirektion in Saarbrücken. In: Saarheimat, 16. Jg., 1972, S. 74.
- 6) LA Sbr., Abt. 564, Nr. 159, p. 12 f.
- 7) Abt. 564, Nr. 603, p. 563 ff., 573.
- 8) E. Müller: Die Entwicklung der Arbeiterverhältnisse auf den staatlichen Steinkohlenbergwerken vom Jahre 1816 bis zum Jahre 1903 (Der Steinkohlenbergbau des Preußischen Staates in der Umgebung von Saarbrücken, Teil VI), Berlin 1904, S. 154.
- 9) Abt. 564, Nr. 601, p. 3.
- 10) ebenda, p. 67: Bericht der Bergwerksdirektion an den Handelsminister vom 17. September 1871.
- 11) Abt. 564, Nr. 602, p. 185. Jahresbericht der Industriebörse in Essen pro 1878.
- 12) Die Preise differierten auf den einzelnen Gruben, außerdem noch in bezug auf die verschiedenen Absatzwege (Eisenbahn, Kanal, Landfuhr). Hier sind die Preise der Grube Von der Heydt für den Eisenbahnabsatz wiedergegeben, die einen Mittelwert aller Preise darstellen.
- 13) Abt. 564, Nr. 601, p. 203 f.
- 14) Alle Preisangaben und Berechnungen beruhen auf den Akten der Bergwerksdirektion: Abt. 564, Nr. 601, 602 und 603.
- 15) Von 15 571 auf 21 403 Mann.
- 16) Abt. 564, Nr. 159, p. 12 f.
- 17) Von rund 2,7 auf 4,3 Mill. to.
- 18) Abt. 564, Nr. 159, p. 14 ff.
- 19) Die Selbstkosten differierten auf den einzelnen Gruben beträchtlich, die hier genannten Daten sind Durchschnittswerte, errechnet aus Gesamtkosten : Förderung.
- 20) Dazu gehörten: Beamtenbesoldungen, Sachkosten, Löhne der Maschinenmeister, des Personals der Zentralschmiede, der Gas- und Koksfabrikation, Abgaben, Grundentschädigungen, Zuschüsse zur Knappschaftskasse.
- 21) Nach E. Müller, a. a. O., S. 154.
- 22) Von 823 kg auf 928 kg, bezogen auf die Unter-Tage-Belegschaft; von 647 kg auf 732 kg bezogen auf die Gesamtbelegschaft.
- 23) Abt. 564, Nr. 142, p. 92.
- 24) Prämiengedinge, bei denen für eine bestimmte Leistung eine Prämie gezahlt wurde, hatten den Zweck nachzuweisen, daß eine bestimmte Arbeit zu einem bestimmten Gedinge übernommen werden konnte.
- 25) Abt. 564, Nr. 142, p. 95.
- 26) Abt. 564, Nr. 141, p. 130, 136.
- 27) Abt. 564, Nr. 139, p. 132.
- 28) Ebenda, p. 133.
- 29) Abt. 564, Nr. 141, p. 122, 125.
- 30) Abt. 564, Nr. 140, p. 44 f.
- 31) Abt. 564, Nr. 141, p. 127 ff.
- 32) Ebenda, p. 132.
- 33) Abt. 564, Nr. 601, p. 351 f.
- 34) Ebenda, p. 373 ff. Bericht an den Handelsminister vom 14. April 1874.
- 35) Bericht der Eisenbahndirektion an den Handelsminister vom 15. April 1874: Abt. 564, Nr. 601, p. 395 ff.
- 36) Die Besorgnisse der Bergwerksdirektion waren insofern etwas übertrieben, als der Absatz 1874 nur um 50 000 to oder 1,2 % unter dem des Vorjahres lag und 1875 sogar um 240 000 to zunahm. Er blieb auch bis 1879 immer um einige hunderttausend Tonnen über dem Niveau des Jahres 1873, nur die bis 1872 gewohnte Steigerung des Absatzes von Jahr zu Jahr blieb aus.

- 37) Bericht an den Handelsminister vom 15. Mai 1874: Abt. 564, Nr. 601, p. 384 ff.
- 38) Auch beim laufenden Bezug mußten die Kohlen für einen Monat im voraus bis zum 15. des Vormonats bestellt werden.
- 39) Bericht an den Handelsminister vom 18. Mai 1874: Abt. 564, Nr. 601, p. 415 ff.
- 40) Ebenda, p. 449 ff.
- 41) Ebenda, p. 463 f.
- 42) Ebenda, p. 558 ff.
- 43) Ebenda, p. 648 f.
- 44) Abt. 564, Nr. 602, p. 11 ff.
- 45) Ebenda, p. 65 ff.
- 46) Ebenda, p. 111 ff.
- 47) Ebenda, p. 211 ff.
- 48) Ebenda, p. 275 f. Bericht an den Handelsminister vom 22. November 1879.
- 49) Ebenda, p. 295 f.
- 50) Ebenda, p. 323 f. Bericht an den Handelsminister vom 26. Januar 1880.
- 51) Förderung: Absatz:
- | | |
|-----------------------|--------------|
| 1873: 4 268 619 to | 4 275 224 to |
| 1874: 4 229 786 to | 4 227 878 to |
| 1875: 4 481 838 to | 4 469 077 to |
| 1876: 4 467 776 to | 4 477 358 to |
| 1877/78: 4 395 232 to | 4 381 287 to |
| 1878/79: 4 361 267 to | 4 409 323 to |
| 1879/80: 4 474 960 to | 4 750 734 to |
- 52) Abt. 564, Nr. 159, p. 12 f.
- 53) Ebenda, p. 15 f.
- 54) E. Müller, a. a. O., S. 154.
- 55) Die Schichtleistung stieg von 904 kg (1874) auf 1 050 kg (1880).
- 56) Abt. 564, Nr. 147, p. 32 ff.
- 57) Abt. 564, Nr. 141, p. 140 ff.
- 58) Abt. 564, Nr. 140, p. 49 ff.
- 59) Abt. 564, Nr. 142, p. 98 f.
- 60) Abt. 564, Nr. 354, fol. 55 f.
- 61) Ebenda, fol. 91.
- 62) Abt. 564, Nr. 1848.
- 63) Abt. 564, Nr. 715, p. 14 f. Bericht an den Handelsminister vom 15. August 1872.
- 64) Ebenda, p. 49 f.
- 65) Saarbrücker Zeitung vom 10. Juli 1877.
- 66) Abt. 564, Nr. 715, p. 96.
- 67) Ebenda, p. 101 ff.
- 68) Die ständigen, in die Knappschaftsrolle eingetragenen und vereidigten Bergleute waren so gut wie unkündbar.
- 69) Seit 1842 gewährte Bauprämien und zinsgünstige Darlehen führten dazu, daß am Ende des 19. Jh. 37 % der Belegschaft Haus- und Grundeigentümer waren.
- 70) Abt. 564, Nr. 715, p. 7 ff.
- 71) E. Müller, a. a. O., S. 49.

Als sich 1972 die Aufgabe stellte, die Bergwerksdirektion aus kunsthistorischer Sicht darzustellen, geschah dies im Sinne einer „Notforschung“, deren Sinn es letztlich war, den damals drohenden Abbruch dieses Gebäudes unter Hinweis auf seine historische und kunstgeschichtliche Bedeutung verhindern zu helfen¹⁾. Mittlerweile stehen die Vorzeichen für eine erneute Bearbeitung ungleich günstiger: Der Bau kann in seinem Bestand vorerst als gesichert gelten und dient nach wie vor seiner angestammten Funktion als Verwaltungsgebäude der Saarbergwerke. Bester Beweis dafür ist die jüngst unternommene Restaurierung, die die Bergwerksdirektion als Glanzpunkt innerhalb des Saarbrücker Stadtbildes neu erstrahlen läßt. Für die Erhaltung der Bergwerksdirektion setzten sich verschiedene Seiten ein. Das damit bezeugte Engagement war in diesem Ausmaß für saarländische Verhältnisse neu, zumal wenn man bedenkt, daß es um den Bestand eines „erst“ gründerzeitlichen Gebäudes ging. Es sprachen sich gegen den Abbruch aus die Staatliche und Städtische Denkmalpflege, die Vereinigung Ludwigskirche, der Rheinische Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz, der Historische Verein für die Saargegend, der Saarländische Kulturkreis, das Kunsthistorische Institut der Universität des Saarlandes, politische Parteien und andere. Trotz der Bemühungen war es bis heute nicht möglich, das Direktionsgebäude unter Denkmalschutz zu stellen. Um so höher ist es einzuschätzen, daß die Saarbergwerke selbst den vorerst entscheidenden Beitrag für das Weiterbestehen des Baus geleistet haben.

Inzwischen hat man begonnen, der Bergwerksdirektion in der Literatur die ihr gebührende Aufmerksamkeit zu schenken. Von großer Wichtigkeit ist ihre ausführliche Erwähnung im „Dehio“-Handbuch der Kunstdenkmäler²⁾, womit ihrer Ausnahmestellung unter den südwestdeutschen Verwaltungsgebäuden des 19. Jahrhunderts Rechnung getragen wird. Im Rahmen eines jüngst vorgelegten Katalogs über technische Denkmäler der Bundesrepublik Deutschland würdigt darüber hinaus R. Slotta die Bergwerksdirektion sogar als „Zwingburg“ des deutschen Bergbaus³⁾. Im folgenden soll eine Studie über die Geschichte, Gestalt und Bedeutung des Gebäudes vorgelegt werden.

I. Zur Baugeschichte

Unsere wichtigste Quelle zur Planungsgeschichte der Bergwerksdirektion stellt eine Dokumentation dar, die durch den örtlichen Bauleiter, Regierungsbaumeister Kiss, 1882 in der renommierten Berliner „Zeitschrift für Bauwesen“ erstellt wurde⁴⁾. Allein diese Tatsache beweist, daß man dem Bauwerk schon zum Zeitpunkt seiner Entstehung überregionale Bedeutung beimaß. Weiteres Quellenmaterial in Archiven konnte bislang nur wenig ausfindig gemacht werden, wofür wohl vor allem die wechselnden Besitzverhältnisse der Saargruben zwischen Preußen und Frankreich und die damit verbundene mehrmalige Auslagerung bzw. Vernichtung von Archivalien verantwortlich zu machen sind.

Vor der Errichtung des heutigen Direktionsgebäudes hatte die Verwaltung der 1861 gegründeten Königlich Preußischen Bergwerksdirektion ihren Sitz am Schloßplatz zu Saarbrücken. Die Räumlichkeiten im dortigen ehemaligen Erbprinzenpalais bedurften schon bald einer Erweiterung durch Hinzugewinnung von angrenzenden Gebäuden.

Nach dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 erlebte der Kohlenbergbau im Saarland einen bedeutenden Aufschwung. Gleichzeitig verlangten die Verwaltungsarbeiten mehr Raum, als in den am Schloßplatz bewohnten Gebäuden zur Verfügung stand. Es reifte deshalb der Plan, ein neues Direktionsgebäude zu errichten. Bezeichnenderweise erwählte man als Standort die in raschem Wachstum begriffene Nachbarstadt St. Johann jenseits der Saar, die aufgrund ihrer direkten Verbindungen zum Straßen- und Eisenbahnnetz den verkehrstechnischen Anforderungen der Zeit weit eher entsprach. Durch Tausch gelangte die Bergwerksverwaltung 1873 in den Besitz des späteren Bauplatzes, der in unmittelbarer Nähe zum Bahnhof von der Reichsstraße und der verkehrsreichen Trierer Straße abgegrenzt wird.

Für den Neubau wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben, den der Karlsruher Architekt Otto Warth gewann. Seine Vorschläge überstiegen jedoch die zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel und konnten daher nicht realisiert werden. Immerhin waren sie Ausgangsbasis einer neuen Planung, für die die Verwaltung selbst verantwortlich zeichnete, jedoch nicht zu einem befriedigenden Ergebnis gelangen konnte. Leider sind bislang die Wettbewerbspläne unauffindbar geblieben, und wir wissen auch nicht, wer außer Warth noch teilgenommen hat. Der 1845 im pfälzischen Limbach geborene Otto Warth war zum Zeitpunkt der Ausschreibung Assistent am Polytechnikum Karlsruhe; allgemein bekannt wurde er durch seine Tätigkeit als Professor an der Karlsruher Technischen Hochschule, wo er von 1878 bis 1911 lehrte. Sein Hauptwerk sind die Gebäude der ab 1879 errichteten Universität in Straßburg. Beteiligt war er ferner an der berühmten Konkurrenz zum Berliner Reichstag 1882⁵⁾. Für eine kritische Beurteilung des heutigen Saarbrücker Direktionsgebäudes wäre es natürlich wünschenswert, auch die Stadien seiner Planungsgeschichte genauer zu kennen — ein Desiderat, das vorerst zu keinem positiven Ergebnis führte⁶⁾.

Mit der endgültigen Ausarbeitung des Projekts Bergwerksdirektion beauftragte man schließlich die Berliner Architektengemeinschaft Gropius und Schmieden, deren Planung einschließlich des Kostenvoranschlags im September 1876 vorlag. Am 4. Mai 1877 stellte die „Königlich Preußische Bergwerksdirektion“ bei der Stadtgemeinde St. Johann den Antrag auf die Genehmigung zum Bau⁷⁾, dem mit geringen Auflagen am 26. Mai desselben Jahres entsprochen wurde⁸⁾. Unverzüglich wurde mit der Ausführung begonnen, die drei Jahre später abgeschlossen war; am 1. Juni 1880⁹⁾ konnte das Gebäude feierlich seiner Bestimmung übergeben werden. Mit rund 635 000 Mark einschließlich der Vorplatz- und Gartenanlagen hielten sich die Kosten im Rahmen der von Gropius und Schmieden veranschlagten Summe¹⁰⁾.

II. Beschreibung

(Die nachfolgende Baubeschreibung hat eine theoretische Rekonstruktion des originalen Bestandes zum Ziel; für den heutigen Zustand vgl. den Beitrag von M. Klewitz im vorliegenden Heft).

Abb. 1

Eine Übersicht zur Situation des Grundstücks mag erläutern, wie so Bauleiter Kiss von „Unzutraglichkeiten“¹¹⁾ des Geländes sprechen konnte: Charakteristisch sind die unregelmäßigen Abgrenzungen, die eine sinnvolle Bebauung nicht gerade leicht machten. Für den Bauplatz waren, wie es heißt, „mehr praktische, als ästhetische Gesichtspunkte maßgebend gewesen“¹²⁾. Offensichtlich ging man von der Idee aus, vor dem neuen Hauptbahnhof ein zentral gelegenes, von allen Seiten gut erreichbares Verwaltungsgebäude errichten zu wollen.

Im Süden des Grundstücks treffen Reichsstraße und Trierer Straße im spitzen Winkel aufeinander. Das Zusammenlaufen der Straßen wird als Motiv übernommen und im Gebäudegrundriß nachvollzogen: den Straßen entspricht je ein Flügel des Baus, wobei der an der Trierer Straße gelegene Trakt mit 79 Metern die doppelte Länge des Flügels an der Reichsstraße besitzt.

Beide Gebäudeflügel verlaufen parallel zu den Straßen, auch sind sie den Straßenrändern möglichst nahe gerückt. Aus solcher Anlage des Grundrisses spricht der Wunsch der Architekten, den Bauplatz unter den gegebenen Verhältnissen optimal zu nutzen.

1. Außenbau und Skulpturen

Die Straßenfronten des Gebäudes werden bestimmt durch die Fassaden aus Natursandstein, die auf allen Seiten vorgeblendet sind. (Die heutige farbliche Fassung entspricht nicht dem originalen Zustand.) Über dem durch einen breiten Gurt deutlich abgesetzten Sockelgeschoß erheben sich drei Stockwerke. Der Haupttrakt an der Trierer Straße wird durch drei Pavillons gegliedert und aufgelockert. Zentral steht hier der Mittelpavillon mit fünf Fensterachsen, der zusammen mit den beiden seitlich rahmenden Pavillons die Fassadenrücklagen überragt. Eine besondere Betonung erfahren die Pavillons durch allseits abgewalmte Dächer, die ursprünglich mit Schiefer gedeckt und von eisernen Girlanden bekrönt waren. Verbindend zwischen den Haupttrakt und den kürzeren Flügel an der Reichsstraße tritt der Eckpavillon, vor dessen dreiachsiger Fassade die Straßen aufeinander treffen.

Abb. 6—7

Abb. 26

Der Flügel an der Reichsstraße entspricht der Gliederung des Haupttraktes: Die zwischen den Pavillons leicht zurückspringenden Gebäudeabschnitte weisen hier wie dort je sieben Fensterachsen auf.

Die für die Fassadengestaltung verwendeten Mittel zeugen von wohlüberlegter Definition und konsequenter Anwendung. Die Rundbogenfenster der Fassadenrücklagen sind in allen drei Stockwerken von gleicher Größe¹³⁾. Dagegen steigert sich bei den Pavillons das Ausmaß der Fenster vom Erdgeschoß bis zum zweiten Obergeschoß, was durch die genannte Überhöhung der Pavillons ermöglicht wird. So stellt sich bei genauer Betrachtung die Assoziation ein, daß das zweite Obergeschoß als „piano nobile“ (Stockwerk mit Repräsentationsräumen) gedacht ist, was für Mittel- und Eckpavillon auch durchaus zutrifft (vergleiche die Beschreibung der Innenräume). Die Einheitlichkeit in der Fassadenbehandlung hat zur Folge, daß man auf den ersten Blick vermuten möchte, der Eckpavillon verbinde zwei gleichgroße Flügel — ein „Trick“, den die Architekten für die Hauptansicht aus Richtung Bahnhofstraße gezielt einsetzen¹⁴⁾.

Die Ornamentierung der Fassaden bleibt durch ihren weitgehenden Verzicht auf dekorative Details klar überschaubar. Die Geschosse werden durch Gurtgesimse abgesetzt, die unmittelbar unter den Fenstern verlaufen. Fenster und Türen haben abgesehen vom Sockelgeschoß, das rechteckige Fenster besitzt, einen rundbogigen Abschluß und profilierte Rahmungen. Die Halbkreisbogen setzen sich aus rustizierten Keilsteinen zusammen, die im Material mit den buckeligen Eckquadern der Pavillons übereinstimmen: man verwendete hellroten Sandstein. Aus dem gleichen Material gearbeitet sind die Gesimse, Figurenkonsolen, Balkone sowie das Hauptgesims, das dem Bau seinen markanten oberen Abschluß verleiht. Getragen wird das Gesims durch eine dichte Folge mächtiger Kragsteine, die sich von unten nach oben verbreitern und stark ausladen. Im Hauptgesims ist ein Fries eingelassen, der von kleinen Okuli unterbrochen wird.

Die Pavillons sind in ihrer Bauzier besonders hervorgehoben. Zwischen Hauptgesims und Fensterzwickeln des zweiten Obergeschosses hängen steinerne Schilde, die in ihrer leichten Neigung auf Unteransicht berechnet sind. Sie tragen die mit gußeisernen Lettern geschriebenen Namen der Gruben und Schachtanlagen, die während der Erbauungszeit zur Saarbrücker Direktion gehörten. Im einzelnen sind dies: (vgl. nachfolgendes Schema!) ¹⁵⁾

Abb. 8

- | | |
|-------------------|--------------------|
| 1. St. Charles | 17. Sulzbach |
| 2. Kohlwald | 18. Heinitz |
| 3. Bexbach | 19. Dechen |
| 4. Camphausen | 20. Reden |
| 5. Alsbach | 21. Itzenplitz |
| 6. Göttelborn | 22. König |
| 7. Victoria | 23. Friedrichsthal |
| 8. Geislautern | 24. Quierschied |
| 9. Ensdorf | 25. Merchweiler |
| 10. Dilsburg | 26. Wellesweiler |
| 11. von der Heydt | 27. Ziehwald |
| 12. Gerhard | 28. Richard |
| 13. Prinz Wilhelm | 29. Gersweiler |
| 14. Jägersfreude | |
| 15. Dudweiler | |
| 16. Altenwald | |

Nachdem eine größere Anzahl von Namen durch Kriegseinwirkungen verloren waren, konnte die Reihe bei der jüngsten Renovierung wieder vervollständigt werden.

Den reichsten Fassadenschmuck weisen Mittel- und Eckpavillon auf. Ebenso wie heute noch der Eckpavillon besaß der Mittelpavillon bis zum Zweiten Weltkrieg einen Eingang. Mit den beiden links und rechts angeordneten Fenstern wurde das Portal des Mittelpavillons von einem auf vier Konsolen ruhenden Balkon übergriffen. Den Eingang ersetzt heute ein den übrigen angepaßtes Rundbogenfenster; der Balkon ist völlig verschwunden. In den Zwickeln der Fenster im ersten Obergeschoß sitzen sechs Medaillons. Die vier mittleren tragen die im Profil gezeigten Porträts von Männern, die sich große Verdienste um den Bergbau an der Saar erworben haben. Es sind, von links nach rechts:

Abb. 7 u. 29

- Abb. 11 — Heinrich Böcking (Pos. 9, vgl. Schema!)
Böcking war ab 1814 Oberbürgermeister von Saarbrücken und 1838 Bergrat. Man sah in ihm einen der Männer, die entscheidend dahin gewirkt hatten, daß das Saarland im Zweiten Pariser Frieden 1815 von Frankreich an Preußen abgetreten wurde ¹⁶).
- Abb. 10 — Heinrich von Dechen (Pos. 10)
Dechen war zur Erbauungszeit des Gebäudes Direktor des preußischen Oberbergamtes Bonn und führte den Titel eines Oberberghauptmannes. Seinem Bonner Bergamt unterstand die Saarbrücker Verwaltung ¹⁷).
- Abb. 12 — Otto L. Krug von Nidda (Pos. 11)
Krug v. Nidda (1810—1895) stand seit 1860 als Ministerialdirektor an der Spitze des preußischen Bergwesens in Berlin ¹⁸). Nach ihm sind auch Schachtanlagen bei Püttlingen benannt.
- Abb. 13 — Leopold Sello (Pos. 12)
Sello war 1816—1857 der erste Präsident der neu gegründeten preußischen Grubenverwaltung, „einer der führenden Wirtschaftspolitiker an der Saar im 19. Jahrhundert“ ¹⁹).

Die Medaillons lassen durch Inschriften unter den reliefierten Köpfen erkennen, wer dargestellt ist („H. Böcking.“, „H. v. Dechen.“, „Krug v. Nidda.“, „L. Sello.“). Sie sind in Symmetrie zur Mittelachse des Pavillons so angeordnet, daß den zwei nach rechts gewendeten Porträts (Böcking, Dechen) die beiden übrigen (Krug v. Nidda, Sello) nach links weisend gegenüber stehen. Es darf als charakteristisch gewertet werden, daß mit der Auswahl dieser vier Persönlichkeiten Männer der saarländischen Geschichte mit solchen aus dem weiteren preußischen Raum zusammen gezeigt werden. Man huldigt damit dem Prinzip, Lokalhistorie und Selbstdarstellung des preußischen Staats miteinander zu verquicken — ein Phänomen, dem wir auch bei der Namengebung der zugehörigen Gruben begegnen ²⁰). Die Medaillons wurden in Bonn gearbeitet durch den Bildhauer Küppers. Dieser war darauf bedacht, die Eigenart eines jeden der Porträtierten durch Kopfumriß und Haartracht möglichst deutlich werden zu lassen.

- Abb. 9 Besonders bereichert den Mittelpavillon sein skulpturaler Schmuck von vier Plastiken, die in Überlebensgröße (ca. 2,50 m hoch) zwischen den Fenstern des zweiten Obergeschosses auf Konsolen stehen. Sie stellen von links nach rechts dar:
- Abb. 17 — einen Kohlenhauer, der sich auf seine Keilhau lehnt und einen Schachthut trägt. Den Hut zeichnet das Bergmannssymbol, Hammer und Schlägel, aus (Pos. 9);
- Abb. 15 — einen Bergwerksdirektor, der sich in „lässiger“ Haltung mit übereinandergeschlagenen Beinen vom Kohlenhauer abhebt. Zeichen seiner Würde ist auch die aufwendige Uniform mit reichen Verschnürungen am Rock, eichenlaubgeschmücktem Kragen sowie dem Schachthut mit walldendem Federbusch. In seiner Linken hält er einen Säbel, in der Rechten den Riß einer Grube (Pos. 10);
- Abb. 14 — einen Steiger, dessen Paradeuniform einschließlich des Huts mit Federbusch ähnlich der des Direktors gehalten ist. Er steht breitbeinig da und stützt sich auf seinen Steigerstab (Pos. 11);

— einen Gesteinhauer. Er hält in der rechten erhobenen Hand das Fäustel, in der linken eine lange Stange, den Gesteinsbohrer. Als Kopfbedeckung trägt er einen Hut mit Krempe (Pos. 12) ²¹⁾.

Abb. 16

Diese vier Plastiken stehen auf einem rechteckigen Sockel und sind mit an der Rückseite aufgetürmten Steinen verbunden, um die Standfestigkeit zu gewährleisten. Ein Kompositionsprinzip läßt sich sowohl formal wie auch inhaltlich ablesen. Von den vier Plastiken blicken die beiden rahmenden, Kohlenhauer und Gesteinhauer, jeweils nach außen; ihre Ausrichtung dorthin wird durch die Stellung ihrer Beine unterstrichen. Demgegenüber wenden sich die zwei Mittelfiguren in Richtung aufeinander zu. Ihre Zusammengehörigkeit spiegelt sich im Habitus der vornehmen Uniformen wider. Eine symmetrische Aufteilung in der Anordnung, die sich an der Mittelachse orientiert, liegt damit ebenso deutlich auf der Hand wie bei den besprochenen, eine Zone tiefer liegenden Reliefs. Offenkundig ist auch der bedeutungsmäßige Gehalt des hier vorgestellten Programms: Bergwerksdirektor und Grubensteiger stehen als repräsentative Vertreter ihres Berufszweigs standesbewußt im Mittelpunkt, während die rangniedrigeren Kohlen- und Gesteinhauer nur für einen Augenblick mit der Arbeit innezuhalten scheinen.

Abb. 9

Die Reihe dieser Skulpturen wird am Eckpavillon weitergeführt. Er entspricht in seiner Ornamentierung dem Mittelpavillon weitgehend, weist aber, bedingt durch die Ecklage, nur drei Achsen auf. Von den Rundbogenöffnungen, die im Erdgeschoß die Arkaden einer Vorhalle bilden, ist die mittlere weiter und etwas höher gespannt. Die Rückwand der Vorhalle nimmt in der Mitte das Eingangsportal auf, das seitlich von je einem Fenster begleitet wird. Die Arkadenpfeiler der Vorhalle sind auf ihrer Frontseite rustiziert und damit den Keilsteinbogen der Fenster angeglichen.

Abb. 29

In den Arkadenzwickeln über der Vorhalle hängen die Wappen des Deutschen Reichs (E), Preußens (F) sowie der Städte St. Johann (G) und Saarbrücken (H). Der Schlußstein des mittleren Bogens zeigt eine Grubenlampe, gerahmt von Hammer, Schlägel und Eichenlaub, darüber die preußische Krone.

Im zweiten Obergeschoß tragen vier Konsolsteine einen Balkon. In der Mitte von dessen ringartig durchbrochener Brüstung lesen wir den Bergmannsgruß: „Glück auf!“, der in gleicher Weise auch am zerstörten Balkon des Mittelpavillons angebracht war. Beim Eckpavillon ist der Balkon mit einer tiefer liegenden Loggia verbunden. Diese Loggia entspricht weitgehend der Vorhalle im Erdgeschoß darunter: sie ist dreijochig, öffnet sich durch weite Rundbogen und findet ihren oberen Abschluß in kuppligen Gewölben (sog. Hängeskuppeln), die von Gurtbogen getragen werden. Die Loggienzwickele füllen die Wappen von Lothringen (A), Nassau-Saarbrücken (B), von der Leyen (C) und von Kerpen (D). Dem skulpturalen Programm des Mittelpavillons fügen sich die beiden Plastiken ein, die vor die Loggienpfeiler gestellt sind. Es sind dies ein Hüttenarbeiter (vgl. Pos. B) und ein Bergmann (vgl. Pos. C).

Abb. 18

Abb. 19

Während das ikonographische Programm der Plastiken am Mittelpavillon ausschließlich auf den Bereich des Bergbaus beschränkt ist, vereinigt der Eckpavillon mit seinen Figuren sinnbildlich die beiden sich ergänzenden und einander bedingenden Industriezweige, wie sie das Saarland prägten:

Bergbau und Eisenhütte. Der Hüttenarbeiter trägt einen langen Leder-schurz zum Schutz gegen Funkenflug und hält ein Absticheisen in seiner Linken. Der Bergmann, ihm gegenüber, stützt sich mit beiden Armen auf einen spiralförmig gedrehten Gesteinsbohrer. Im übrigen darf er als spiegelbildliche Variante zum Kohlenhauer des Mittelpavillons gewertet werden ²²).

Die sechs Figuren, wie wir sie an Mittel- und Eckpavillon vorfinden, weisen zahlreiche Gemeinsamkeiten auf. Ihr Standmotiv basiert durchweg auf dem Kontrapost, bzw. ist von daher abzuleiten. Bei der Bekleidung fallen die eng anliegenden Hosen auf. Jeder der fünf Bergmänner trägt das durch einen Gürtel zusammengehaltene Bergleder, das bei den Repräsentativfiguren, Bergwerksdirektor und Grubensteiger, zur traditionellen Uniform des 19. Jahrhunderts gehörte, gleichsam als Würdezeichen des hoch geschätzten Bergmannsstandes. Bei aller Idealisierung ist zugleich ein hohes Maß an realistischer Darstellung vor Augen geführt, was besonders die Uniformen bezeugen. Sie sind ein getreues Abbild der Typen, wie sie zur Entstehungszeit gebräuchlich waren ²³). So ist überliefert, daß einer der ausführenden Bildhauer längere Zeit in Heinitz war, um sich in der dortigen Grube genaue Kenntnisse über Arbeitskleidungen, Werkzeug usw. zu verschaffen ²⁴).

Die Plastiken sind das Werk der Brüder Menges aus Kaiserslautern, die ebenso die acht Wappenschilder am Eckpavillon schufen. Für den Entwurf der Figuren maßgeblich war wohl der älteste der vier Brüder, Jakob Menges (1846—1916). Bei der Ausführung unterstützte ihn wahrscheinlich sein Bruder Karl Menges (1853—1937), der Bildhauer und Maler war. Diese Brüder Menges waren die dritte Generation einer pfälzischen Künstlerfamilie in ununterbrochener Folge. Sie erhielten ihre Ausbildung in München und waren geschätzte Fachkräfte, die im pfälzischen Bildhauerhandwerk geradezu eine Monopolstellung besessen haben müssen. Ihre Hinzuziehung für die Bergwerksdirektion verdeutlicht, daß ihre Bedeutung auch über die Grenzen der Pfalz hinaus ausstrahlte ²⁵). Bevor man die Figuren endgültig ausführte, erstellte man zunächst Gipsmodelle in halber Größe. Bis 1944 hatten sich diese Modelle im Bildhaueratelier Menges in Kaiserslautern erhalten. Da sie im Zweiten Weltkrieg zugrunde gingen, sind alte Fotografien aus der Entstehungszeit der einzige Anhaltspunkt ²⁶). Ein Vergleich lehrt, daß die Umsetzung in den großen Maßstab ohne sichtbare Abweichung vom Bozetto erfolgte. Einige der Bozettisockel sind signiert. Deutlich lesbar ist beim Modell des Bergwerksdirektors: „Menges 1879“. Wir erhalten damit den Hinweis, daß die Figuren zu einem Zeitpunkt projiziert wurden, als der Abschluß der Bauarbeiten in greifbare Nähe gerückt war, wie es den Gepflogenheiten durchaus entspricht. Die Originale bestehen aus französischem Muschelkalk. Ihr ursprünglicher Naturseinton dürfte heller gewesen sein als die heutige grau gefärbte Fassung.

Abb. 14—19

2. Innenräume

Bei der Disposition der Innenräume war zu beachten, daß der Bau mehreren Aufgaben gerecht werden sollte. In erster Linie mußten die verschiedenen Abteilungen übersichtlich und gut erreichbar untergebracht sein. Die vielfältigen Funktionen sind aus den Erläuterungen der Grundrisse

des Erd- und zweiten Obergeschosses ersichtlich. Darüber hinaus waren auch die Wohnungen des Direktionsvorsitzenden (im ersten Obergeschoß des nordwestlichen Seitenpavillons Trierer Straße) sowie einiger Direktionsbediensteter (im Sockelgeschoß) in den Bau aufzunehmen. Aus den diversen Erfordernissen erklärt sich die Vielzahl der Treppen. Im Erdgeschoß ist der Eingang des Eckpavillons für den allgemeinen Publikumsverkehr bestimmt; es ist noch heute der Haupteingang, der mit den (ehemaligen) Botentreppen, den Korridoren und dem Treppenaufgang das Vestibül umschließt, das ein gleichseitiges Sechseck bildet.

Abb. 4 u. 5

Die beiden Gebäudeflügel schneiden sich im spitzen Winkel von 65°. Die Halbierende dieses Winkels ist identisch mit der Achse des Eckpavillons und legt im Erdgeschoß den Eingang, das Vestibül und die Treppe in ihrer Orientierung fest. Die Räume beiderseits des Eingangs liegen in Symmetrie zu dieser Achse und haben einen polygonal gebrochenen Grundriß, der sich aus der Überleitung zu den anstoßenden Flügeln ergibt.

Die straff organisierte Anlage der Innenräume basiert auf der in allen Geschossen durchgeführten Erschließung im Korridorsystem. Die Korridore sind belebt durch eine Gliederung aus Wandpilastern. Die Gewölbe der Korridore bestehen aus flachen, in Ziegel gemauerten Segmenttonnen, deren gurtboge Unterzüge die Wandpilaster miteinander verbinden.

Der an der Reichsstraße gelegene kurze Flügel nahm im Erdgeschoß des nach Norden gelegenen Seitenpavillons die (heute verschwundene) Hauptkasse auf. Sie gibt sich schon auf dem Grundriß als ein besonderes Kuriosum zu erkennen: Um gegen Diebstahl besonders gesichert zu sein, legte man eine zweite innere Mauerschale an. Es entstand so vor den Fenstern ein Laufgang zur Bewachung der Räume, in denen man die Lohngehälter aller Bergleute aufbewahrte. Massive Gewölbe verstärkten die Decken zum Schutz gegen Feuer.

Eine zentrale Stellung nimmt das Treppenhaus im Eckpavillon ein, das vollkommen aus Eisen konstruiert ist. Es gehört zum Typus der dreiarmligen Treppenhäuser²⁷⁾. Der Treppenanlauf ist einarmig; er folgt bis zum Wendepodest der beschriebenen Achse des Eckpavillons und wird vom Podest ab zweiarmlig fortgeführt. Die Art und Weise der Treppenkonstruktion mit ihren überlang proportionierten Stützen scheint exemplarisch die technischen Möglichkeiten des metallenen Fertigungsmaterials vorzuziehen zu wollen. Erst eine genauere Prüfung macht deutlich, daß das Stützenpaar traditionell mit Kapitellen, Kanneluren und Basen ornamentartig überzogen ist. Dennoch verhindert die extreme Proportionierung, daß man „Säule“ im herkömmlichen Sinne assoziiert. Die Rundstützen reichen bis zum zweiten Obergeschoß, wo sie in Form von Kandelabern endigen. Das Treppengeländer setzt sich aus gußeisernen Stäben zusammen, die durch Arabeskenmotive verbunden werden²⁸⁾.

Abb. 23

Abb. 24

Im zweiten Obergeschoß sind es zwei Räume, die die Bezeichnung „piano nobile“ rechtfertigen. Im Mittelpavillon kam der im Krieg zerstörte Bibliotheksaal hinter die fünf Hauptfenster zu liegen. Der Querschnitt zeigt, daß eine umlaufende Galerie die oberen Buchreihen zugänglich machte.

Abb. 3

Den zweiten repräsentativen Raum sehen wir im zweiten Geschoß des Eckpavillons; es ist der Sitzungssaal, der bis heute erkennbar geblieben ist. Er grenzt nicht bis unmittelbar an die Fassade, sondern läßt Platz für

Abb. 2

die ihm vorgelagerte Loggia. Von dem Raum, den in den beiden unteren Stockwerken das Vestibül einnimmt, wird die Hälfte dem Sitzungssaal hinzugeschlagen. So gleicht sich der durch die Loggienanlage entstandene Verlust an Fläche wieder aus. Es sei vermerkt, daß für die Loggia in erster Linie praktische Gründe sprachen. Sie dient dazu, den genau nach Süden weisenden Sitzungssaal vor direkter Sonnenbestrahlung zu schützen²⁹⁾. Diesen kennzeichnen — wie auch vormals die Bibliothek — steile Proportionen. Von der ursprünglichen innenarchitektonischen Ausstattung sind heute noch sichtbar die Decke mit Hohlkehle und umlaufendem Konsolgesims sowie zwei Türrahmen, auf denen flache Dreiecksgiebel bekrönend sitzen.

An technischen Einrichtungen wies das Innere der Bergwerksdirektion außer der Treppe noch manche Besonderheit auf. So wurde das Gebäude mit Warmluft beheizt nach einem „Caloriferen“ genannten Prinzip. Mit dem Hinweis darauf, „daß die das Gebäude begrenzenden Straßen in Folge ihres bedeutenden Verkehrs viel Staub entwickeln“³⁰⁾, entnahm man die für die Caloriferen nötige Frischluft ausschließlich der Hofseite. Die Büroräume besaßen eine Klimaanlage. Zum Abzug der verbrauchten Luft dienten die kleinen Okuli des Hauptgesimses, die wir bei der Beschreibung des Außenbaus erwähnten. Damit wird deutlich, daß diese Okuli nur scheinbar rein dekorativen Charakters sind; in Wirklichkeit dienten sie auch einem ganz praktischen Zweck — ein Hinweis darauf, daß der Bau bis ins Detail formal wie funktionell durchdacht war.

Für die Heiz- und Klimaanlage war ein weit verzweigtes Röhrensystem nötig, das nicht sichtbar in die Wände eingelassen ist. Wegen der zahlreichen Kanäle entschieden sich die Architekten für eine Stabilisierung des ziegelgemauerten Gebäudekerns in Form von Eisenträgern. Diese Träger stützen beispielsweise die sogenannten Preußischen Kappengewölbe, deren charakteristische Abfolge von kleinen Segmenttonnen bei den Querschnitten sichtbar wird.

Abb. 2 u. 3

Die im Keller installierten Dampfpumpen und Caloriferen wurden mit Kohle beheizt. Zum Kohletransport diente eine durch die Kellerkorridore verlegte Kleineisenbahn mit einer Spurbreite von 50 cm, wie sie gleichzeitig auch in den Gruben verwendet wurde. Damit war es möglich, daß ein einziger Arbeiter acht auseinander liegende Stellen mit Kohle versorgen konnte.

In der Wasserversorgung war das Gebäude dank eines 50 m tief gebohrten Brunnens autark. Um gegen Feuer gesichert zu sein, legte man auf dem Speicher Reservoir für 20 Kubikmeter Wasser an. Überschüssiges Wasser wurde der im folgenden besprochenen Brunnenanlage zugeführt.

3. Außenanlagen um den Bau und städtebauliche Situation

Abb. 1

Wie der Situationsplan zeigt, war die Bergwerksdirektion ursprünglich von einem Platz und gärtnerischen Anlagen auf der Hofseite umgeben. Besondere Beachtung verdient davon der Platz, dessen Mitte ein Rondell schmückte. Dieses Rundbeet lag axial vor dem Eckpavillon und war somit kompositionell auf die Hauptansicht aus Richtung Bahnhofstraße abgestimmt.

Die Intentionen, die zur Anlage des Platzes führten, erläutert ein Schreiben der „Königlichen Bergwerksdirection“ vom 17. 11. 1879 an den St.

Johanner Bürgermeister Falkenhagen. Dort heißt es u. a., „daß der Vorplatz im Anschluß an die sich kreuzenden Straßen eine regelmäßige Form und den Charakter eines öffentlichen Platzes erhält. Es scheint somit diese Treppenanlage (gemeint ist die Treppe vor dem Eingang des Eckpavillons, Anm. d. Verf.) sowohl im Interesse des öffentlichen Verkehrs sowie einer künstlerischen Gestaltung des ganzen Platzes als notwendig . . .“. Und weiter: „Für die Lage des Springbrunnens resp. des ihn umgebenden Rundplatzes war ferner der Umstand maßgebend, daß derselbe den Mittelpunkt des ganzen Platzes, welcher von den angrenzenden Straßen und dem Verwaltungsgebäude eingeschlossen ist, bilden sollte, um diesen Mittelpunkt auch äußerlich hervortreten zu lassen und zu betonen ³¹⁾.“

Die hier angesprochene städtebauliche Aufgabe der Bergwerksdirektion kann heute nur noch eingeschränkt nachvollzogen werden, wofür vor allem der Verlust des Rondells verantwortlich zu machen ist. Der Springbrunnen, Mittelpunkt des Platzes, war um 1920 noch erhalten. Über einem quadratischen Steinsockel erhoben sich zwei Brunnenschalen. Die obere dieser Schalen lastete auf einem „in Erzguß“ hergestellten Gnom, der wie der ganze Brunnen ein Werk der Brüder Menges war ³²⁾. Der Gnom, der nur durch die Fotografie des Gipsbozettos überliefert ist, fügt sich dem ikonographischen Programm der Figuren am Bau ein: Als Berggeist verkörpert er den Bergbau schlechthin und ist deshalb allen übrigen Plastiken vorangestellt. Insgesamt hatte der Brunnen eine Höhe von drei Metern.

Abb. 1 u. 26

Abb. 20 u. 21

1895 mußte der Brunnen einem Denkmal weichen, das man provisorisch an seine Stelle setzte. Es wurde zum Andenken an den 1870 in der Schlacht von Spichern gefallenen General von François errichtet, wich aber später dem wiederaufgebauten Brunnen ³³⁾.

Städtebaulich bedeutsam ist nicht nur der „Rundplatz“, sondern auch die Art, wie sich das Direktionsgebäude dem Stadtbild einfügt: es ist einerseits point de vue der Bahnhofstraße und zugleich mit seinen beiden Flügeln Ansatzpunkt für die weitere Bebauung der sich ausdehnenden Stadt. Auch für heutige Begriffe wurde von den Berliner Architekten das Grundstück optimal genutzt.

Die unbebauten Grundstücksflächen auf der Hofseite nahmen Gartenanlagen ein. Die Hofmitte markierte ein bepflanztes Oval. Ein senkrecht zur Trierer Straße stehendes Ökonomiegebäude diente als Stall und Remise.

III. Bedeutung

Bei einer Würdigung der Bergwerksdirektion aus kunsthistorischer Sicht ist als Charakteristikum die Lösung des Eckpavillons besonders zu betonen. Es zeigt sich, daß eine solche Ecklage — an sich ein Problem für den Architekten — zu einer bevorzugten Ausgangsbasis für repräsentative Bauten im 19. Jahrhundert wurde. Das Problem dieser Ecklösungen hat seit dem Klassizismus vor allem zwei Varianten gezeitigt. So bot es sich zunächst an, die Gebäudekante zwischen den zwei spitz- oder rechtwinklig aufeinander treffenden Flügeln zurückzunehmen und abzustumpfen. Diesem Typus gehört die Bergwerksdirektion an. Eine weitere Möglichkeit besteht darin, der abgestumpften Kante einen halbrunden Gebäudeteil vorzulegen.

Beispiele für beide Varianten lassen sich aus der Architekturgeschichte ab etwa 1800 belegen³⁴⁾. Zum letztgenannten Typus mit halbrundem Vorbau gehört z. B. das Stadtschloß in Wiesbaden, das nach Plänen Georg Mollers aus dem Jahr 1835 errichtet wurde. Den Typus der Bergwerksdirektion vertritt am eindrucksvollsten und architekturgeschichtlich bedeutendsten das Bank- und Börsengebäude in Wien, das Heinrich von Ferstel 1856—1860 baute. Es gehört zwar im Vergleich zur Bergwerksdirektion deutlich einer anderen Stillage an (R. Wagner-Rieger ordnet es dem Romantischen Historismus zu³⁶⁾), besitzt aber eine durchaus vergleichbare Grundform der Ecklösung. So stimmen Zahl und Anordnung der Fensterachsen überein, die Lage des Eingangs und des Balkons. In beiden Fällen wird durch Plastiken am Bau die Ecklage gleichsam zu einer „Mitte“ aufgewertet³⁷⁾. Die Suche nach möglichen konkreten Vorbildern für die Bergwerksdirektion kann sich jedoch nicht auf die Fassade allein beschränken. Vielmehr gehört zu der für Saarbrücken gefundenen Lösung untrennbar auch die Disposition von Vestibül und Treppenhaus. Hierfür besitzt die preußische Architektur selbst ein zwar nie ausgeführtes, jedoch durch Publikation bekanntes Beispiel, das kein geringerer als Karl Friedrich Schinkel entworfen hat. Seine Planungen entstanden 1817 in Zusammenhang mit Umbauarbeiten des alten Berliner Rathauses, wo zwei ältere Gebäude durch eine neu zu errichtende Ecke miteinander verschmolzen werden sollten. 1819 veröffentlichte Schinkel seinen Entwurf und kommentierte ihn folgendermaßen:

„Aus dieser Anlage gingen . . . noch viele . . . Vorteile hervor:

1. würde die an sich spitzwinklige häßliche Ecke des Gebäudes dadurch verbaut, in die nie eine ästhetische Form zu bringen gewesen wäre.
2. Entsteht dem Gebäude eine Mitte, die sich fürs Portal vortrefflich eignet, welches nun gewissermaßen gegen einen Platz gekehrt ist.
3. Wird eine sehr anständige regelmäßige Anlage der Treppe möglich, auf die das Portal gerade zu führt. Als Ersatz für den durch die außen angebrachte gebrochene Ecke verlorenen Raum ist bei der Anlage der Treppe der tote Winkel im Hof benutzt, der außerhalb der Wagenpassage liegt.
4. Der gerade in der Mitte des Gebäudes angenommene sechseckige Vorplatz vor der Treppe liegt so mit seinen Wänden, daß sowohl in die Korridore von beiden Seiten als die angrenzenden Hauptgemächer die bequemste Verbindung führt.“³⁸⁾

Dieses Zitat trifft in allen wesentlichen Punkten auch für den Saarbrücker Bau zu. Das gilt für die „gebrochene Ecke“, das sechseckige Vestibül und das Treppenhaus, genauso aber auch für den Platz. Selbst die Fassadengestaltung hatte Schinkel in einem — allerdings unpublizierten — Entwurf schon vorweggenommen, wo er eine „florentinische“ Fassade für das Berliner Rathaus in Erwägung zog. Dort plante er von Keilsteinen eingefasste Rundbogenfenster³⁹⁾ — das „florentinische“ Motiv, wie wir es an der Bergwerksdirektion vorfinden.

Schinkels Entwurf haben Gropius und Schmieden mit Sicherheit gekannt⁴⁰⁾. Die beiden Architekten fühlten sich als Schinkels künstlerische Erben und sahen ihre Aufgaben darin, seine Ideen weiter zu entwickeln.

Abb. 30

Abb. 27 u. 28

Abb. 4 u. 28

Vor allem ist es Martin Gropius — ein Großonkel des weltberühmten Bauhausbegründers Walter Gropius — der engste Verbindungen zu Schinkel besaß. Schinkel war mit den Eltern von Gropius gut befreundet. Schon als achtjähriger erhielt Gropius Zeichenunterricht durch den Schinkelschüler Carl Bötticher.

Ihre Architektengemeinschaft begründeten Gropius und Schmieden im Jahr 1866. Zuvor lehrte Gropius an der Berliner Bauakademie Architektur. Seine Zusammenarbeit mit Schmieden erwies sich als sehr fruchtbar und führte zur Planung der Hauptwerke, dem Berliner Kunstgewerbemuseum (Entwurf 1877) und dem Leipziger Gewandhaus (Entwurf 1880), die beide zerstört sind.

M. Klinkott legte 1971 eine Monographie über „Martin Gropius und die Berliner Schule“ vor⁴¹). Dem Werkverzeichnis ist zu entnehmen, daß der Großteil der Bauten von Gropius und Schmieden dem Bereich der Terrakottaarchitektur zugehört, wie es den Vorstellungen Schinkels und Böttichers entspricht. Von daher nimmt die Bergwerksdirektion eine Sonderstellung im Œuvre der Architekten ein: Die Planung von Sandsteinfassaden beweist, daß sich Gropius und Schmieden den besonderen lokalen Gegebenheiten anzupassen vermochten. Mit der Wahl der beiden Farbtöne des Natursandsteins, hellgelb und rot, fügt sich der Saarbrücker Bau andererseits dem Gesamtwerk der Architektengemeinschaft gut ein.

Die Bergwerksdirektion gibt sich auch in stilistischer Hinsicht unverkennbar als eine Schöpfung der Berliner Schule zu erkennen. Wir verwiesen bereits auf die überlegte und durchdachte Anwendung der Einzelformen, die nirgends überhäuft auftreten. Wir erkennen vielmehr eine klare, ansprechende Proportionierung der Massen, die ganz dem Streben der Architekten nach „Tektonik“ entspricht. Auch damit knüpft der Saarbrücker Bau an Traditionen an, die auf Schinkel zurückgehen.

Wenn wir bisher versuchten, das „im guten Sinne Preußische“ des Direktionsgebäudes zu erläutern, könnte leicht der Verdacht aufkommen, es sei ein architektonischer Fremdkörper innerhalb Saarbrückens entstanden. Gegen eine solche Vermutung sprechen mehrere Argumente. Man muß sich vergegenwärtigen, wie die weitere Bebauung in der Umgebung der Direktion aussah. Das einzige Gebäude, das von seiner Bedeutung, Lage und Größe einen verbindlichen Ausgangspunkt darstellen konnte, war der Hauptbahnhof am „Kopf“ der Reichsstraße. Er wurde um 1860 erbaut und weist in seiner Architektur Merkmale auf, an die die Berliner Architekten anknüpfen konnten, so in der Gliederung des Baukörpers (durch turmartige Risalite), in der Anwendung des „Rundbogenstils“⁴²) und im Material der Fassaden (Sandstein). Erst die Folgezeit war es, die die Gemeinsamkeiten von Bahnhof und Direktionsgebäude verkannte und es unterließ, die Umgebung in entsprechender Weise zu gestalten und zu bebauen — ein gravierender städtebaulicher Fehler, der sich bis heute auswirkt!

Die Bergwerksdirektion paßt sich aber nicht nur dem Hauptbahnhof (in seiner ursprünglichen Form, vgl. Abbildungen) an, sondern läßt darüber hinaus eine architektonische Grundhaltung erkennen, die auch bei den Grubenbauten anklingt. Es ist erstaunlich, wie aufwendig diese Nutzbauten künstlerisch gefaßt sind. Stellvertretend sei hier der Stolleneingang

Abb. 31

Abb. 32

der Grube Von-der-Heydt genannt, der aus der Mitte des 19. Jahrhunderts stammt⁴³). In seine Architektur sind Merkmale des Burgenbaus übernommen, so in seiner pylonenartigen Verjüngung, der rustizierten Ortsteineinfassung an den Kanten sowie im oberen Abschluß durch Türmchen und Zinnen — dies alles in bester handwerklicher Qualität. Gerade das Wehrhafte ist es, was den Vergleich mit dem Direktionsgebäude erlaubt. Beim Direktionsgebäude sind es die Konsolsteine, der hohe Sockel und die Ortsteine, die ihm sein wehrhaft-trutziges Aussehen verleihen und zur „Monumentalität“ beitragen. So gibt sich auch aus dieser Sicht das Direktionsgebäude als Mittelpunkt der Gruben zu erkennen.

Was trägt außerdem zur Bedeutung der Bergwerksdirektion bei? Hervorzuheben ist vor allem, wie das Gebäude seine Zweckbestimmung nach außen hin zu erkennen gibt. Im wesentlichen manifestiert sich dies in den Plastiken und Reliefs, die wir bereits erwähnten. Eine derartige Instrumentierung eines gründerzeitlichen Profanbaus mit Bauplastiken dürfte sowohl im südwestdeutschen Raum ohne Gegenbeispiel sein als auch im weiteren Œuvre der Berliner Architekten. Die Thematik der beiden Großfiguren am Eckpavillon — Bergmann und Hüttenarbeiter — ist übrigens als Anregung zu verstehen für die Figuren, die das 1897—1900 von Georg Hauberrisser erbaute St. Johanner Rathaus⁴⁴) zieren — ein unverkennbarer Hinweis auf die Ausstrahlung, die das ikonographische Programm der Plastiken am Direktionsgebäude besaß!

Abb. 22

Fragen wir, um die Erörterung über die künstlerische Einordnung des Direktionsgebäudes abzuschließen, nach dem kunstgeschichtlichen Standort seiner Bauplastiken, so bietet es sich — wie für die Architektur — an, den Blick nach Berlin zu richten. Zu den Wegbereitern des Realismus in der deutschen Plastik gehört bekanntlich der Bildhauer Gottfried Schadow. Er schuf 1794 ein Standbild des preußischen Generals Hans Joachim von Zieten, das auf dem Wilhelmplatz in Berlin aufgestellt wurde. Mit eben diesem Standbild haben die Saarbrücker Plastiken ikonographisch so große Ähnlichkeit, daß eine Kenntnis des Schadowschen Meisterwerks im Atelier Menges angenommen werden darf. Es scheint kein Zufall zu sein, daß ausgerechnet die Hauptfigur, der an der Trierer Straße stehende Bergwerksdirektor, hinsichtlich des Standmotivs und der detaillierten Wiedergabe seiner Uniform mit dem Zietenstandbild am besten zu vergleichen ist.

Abb. 15

Das Denkmal Zietens ist wie die Saarbrücker Figuren überlebensgroß (knapp 3 m hoch). In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde es gleichsam „wiederentdeckt“: Man erkannte den inzwischen eingetretenen schlechten Erhaltungszustand des Bildwerks, verbrachte es in ein Berliner Museum und stellte an seinem Standort 1857 eine Bronzekopie auf⁴⁵). Davon abgesehen scheint auch der frühe Realismus Schadows dem Zeitstil und -geschmack um 1850 besonders entsprochen zu haben.

Die Vorbildlichkeit des Berliner Denkmals — es war seit seiner Aufstellung Gegenstand zahlreicher Abbildungen⁴⁶)! — für Saarbrücken ist archivalisch nicht nachweisbar, bleibt also hypothetisch. Neben den bereits angesprochenen Merkmalen gibt es noch einen weiteren Grund, der für das Zieten-Vorbild spricht. Mit dem Saarbrücker Bau war die Aufgabe: Bauplastik — zumal in diesem großen Maßstab — neu gestellt. So lag es nahe, sich an einem Einzelstandbild zu orientieren, das leicht für eine ganze Rei-

he von Figuren zitiert werden konnte. Die Anbringung am Gebäude, die Addition mehrerer Plastiken, nicht zuletzt aber auch die Thematik haben freilich dazu geführt, daß das tertium comparationis zwischen Berlin und Saarbrücken auf Einzelmotive beschränkt bleibt — hinsichtlich seiner ihm innewohnenden geistigen Anspannung vertritt das Bildnis des preußischen Generals einen sichtbar höheren Anspruch, eben den eines Einzelmonuments.

Wie urteilten die Zeitgenossen über die neue Bergwerksdirektion? In einer Festrede anlässlich der Einweihung heißt es u. a.: „Unscheinbar und bescheiden war das Gewand, welches bisher die Verwaltungsstätte unseres Bergbaues umhüllt hat. Beim Anblick des alten Gebäudes konnte man keine Ahnung haben von dem Umfang und der Bedeutung unserer Werke. Anders ist es mit dem neuen Prachtbau, dessen Äußeres schon schließen läßt, daß der Betrieb kein geringer, welchem ein solches Gebäude als Verwaltungsstätte bereitet ist . . . 47“. Der „Saarbrücker Bergmannskalender für das Jahr 1882“ schreibt: „Die schwarzen Kohlen verwandeln sich, einmal zu Tage gefördert, durch Handel und Wandel in weißes Silber und rothes Gold und in all die schönen Dinge, welche man für Silber und Gold haben kann; aus dem mühsamen und unansehnlichen Bau in der Tiefe erwächst manch prächtiger Bau im hellen Sonnenlichte. Dies kann man so recht in St. Johann an der Ecke der Trierer- und Bahnhofstraße sehen: das dort sich erhebende neue Verwaltungsgebäude der Bergwerks-Direktion gereicht der Stadt zur Zierde und erfüllt die Brust jedes wackeren Bergmannes mit stolzer Freude . . .“ 48).

Glücklicherweise hat man sich in unseren Tagen noch rechtzeitig dieser Werte der Bergwerksdirektion entsonnen. Es bleibt zu hoffen, daß auch für die Zukunft die Erhaltung dieses Baudenkmals gesichert werden kann, dessen Bedeutung landesgeschichtlich, industriegeschichtlich, kunsthistorisch und städtebaulich zu sehen ist.

ANMERKUNGEN:

- 1) H.-Ch. Dittscheid, Die Bergwerksdirektion in Saarbrücken, in: Saarheimat, Heft 4-5/1972, 74-78; ders., Saarbergwerksverwaltung Saarbrücken, in: Rheinische Heimatpflege, Heft 2/1972, 155-157. Der erstgenannte Aufsatz wird hier in überarbeiteter und erweiterter Form vorgelegt.
- 2) G. Dehio, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler (Neue Folge), Rheinland-Pfalz/Saarland, bearbeitet von H. Caspary, W. Götz, E. Klinge, Berlin-München 1972, 762.
- 3) R. Slotta, Technische Denkmäler in der Bundesrepublik Deutschland, Bochum 1975, 75-77.
- 4) Kiss, Das Verwaltungsgebäude der Königlichen Bergwerks-Direktion zu St. Johann a/S., in: Zeitschrift für Bauwesen, 32. Jg. 1882, Sp. 435-442; dazu geh. Atlas der Zeitschrift für Bauwesen, 32. Jg. 1882, 56-58.
- 5) 150 Jahre Universität Karlsruhe 1825—1975 — Architekten der Fridericiana, Skizzen und Entwürfe seit Friedrich Weinbrenner (Ausstellungskatalog, Hrsg: W. Schirmer u. a.), in: Fridericiana, Heft 18 (Karlsruhe) 1975, 77—80.
- 6) Bei der Suche nach den Plänen O. Warths war mir freundlicherweise Herr Prof. Dr. Ing. W. Schirmer vom Institut für Baugeschichte der TU Karlsruhe behilflich.
- 7) Bauamtsregistratur Saarbrücken, Hausakten betreffend Trierer Straße 1, Aktenkonvolut I.
- 8) Ebenda.
- 9) Stadtarchiv Saarbrücken, Stadt-Bürgermeisterei St. Johann, Acta generalia, betr. allgemeine bergamtliche Angelegenheiten 1862—1884, Nr. 2370.
- 10) Kiss, zit. Anm. 4, Sp. 442.
- 11) Kiss, zit. Anm. 4, Sp. 436.
- 12) Ebenda.
- 13) So der Befund am Bau. Hiervon weicht die Zeichnung ab, die im Atlas der Zeitschrift

- für Bauwesen (zit. Anm. 4) den Mittelpavillon wiedergibt. Dort sind die Fenster der Fassadenrücklagen im ersten Obergeschoß um eine Quaderschicht vergrößert. Es muß dahingestellt bleiben, ob es sich dabei um eine fehlerhafte Bauaufnahme handelt, oder ob die Zeichnung auf dem in diesem Detail später abgewandelten Originalentwurf basiert.
- 14) Es darf darauf verwiesen werden, daß die Deutsche Bundespost (Oberpostdirektion Saarbrücken) am 19. 10. 1973 einen Sonderstempel verwendete, der die Bergwerksdirektion in „idealsierter“ Form mit zwei Flügeln gleicher Länge zeigte, vgl. in: Saarberg V, 1973, 30.
 - 15) Die Grubennamen sind so gruppiert, daß der Aufteilung nach Berginspektionen und Grubenabteilungen sinnvoll Rechnung getragen wird, vgl. in: Saarbrücker Bergmannskalender für das Jahr 1879, 7. Jg., Saarbrücken 1878, 106 f.
 - 16) Vgl. zu Böcking die kritischen Anmerkungen bei H. Klein, Geschichte des Landkreises Saarbrücken 1815—1965, in: Grenze als Schicksal — 150 Jahre Landkreis Saarbrücken (Schriftleitung: P. Keuth), Saarbrücken 1966, 37 ff.
 - 17) Saarbrücker Bergmannskalender, Saarbrücken 1965, 85.
 - 18) Der Bergmannsfreund, 8. Jg., Heft 27, Saarbrücken Juli 1878, 105 f.
 - 19) P. Keuth, Die wirtschaftliche Entwicklung im Landkreis Saarbrücken, in: Grenze als Schicksal, zit. Anm. 15, 114. Ferner: Der Bergmannsfreund, 4. Jg., Heft 21, Mai 1874, 81 f. Weitere Angaben zu den Biographien der vier dargestellten Persönlichkeiten verdankt der Verf. einer freundlichen Mitteilung von Herrn Ministerialrat Dr. H.-W. Herrmann, Landesarchiv Saarbrücken.
 - 20) K. Hoppstädter, Stollen und Schächte im Saarrevier, in: Saarbrücker Bergmannskalender 1965, 84—96.
 - 21) Diese Figur hatte durch Kriegseinwirkung den Kopf eingebüßt und wurde 1957 sachgerecht rekonstruiert, vgl: Schacht und Heim, Saarbrücken, Oktober 1957, 11.
 - 22) Der authentische Erläuterungstext zu den sechs Plastiken in: Saarbrücker Bergmannskalender für das Jahr 1882, 10. Jg., Saarbrücken 1881, 36. Beigegeben sind Holzschnitte, die die Figuren zeigen, S. 33—35.
 - 23) I. Margait, Gemeinsam tragen sie das Bergleder — die steinernen Figuren am Gebäude der Hauptverwaltung, in: Schacht und Heim, Saarbrücken, Oktober 1957, 10 f.
 - 24) Privatarchiv R. Menges, Kaiserslautern.
 - 25) Freundliche Mitteilung von Herrn R. Menges. Die Brüder Menges waren bereits um 1869 in St. Johann beim Bau eines noch nicht identifizierten Hauses „Koenig“ (?) beschäftigt.
 - 26) Herr R. Menges stellte sie freundlicherweise für die Reproduktion zur Verfügung.
 - 27) F. Mielke, Die Geschichte der deutschen Treppen, Berlin-München 1966, 303.
 - 28) Eine gleichzeitige, in den Einzelformen eng verwandte Treppe befindet sich in der Wiesbadener Villa Clementine; vgl. E. Jaeger, Die Wiederherstellung der Villa Clementine in Wiesbaden, in: Deutsche Kunst- und Denkmalpflege, Jg. 1975, 29—38 (Sonderdruck).
 - 29) Kiss, zit. Anm. 4, Sp. 439.
 - 30) Kiss, Sp. 440.
 - 31) Bauamtsregistratur Saarbrücken, Hausakten, zit. Anm. 7.
 - 32) Kiss, Sp. 442.
 - 33) Abbildung: F. Kloevekorn, Saarbrückens Vergangenheit im Bilde, 2. Auflage, Saarbrücken 1934, 220.
 - 34) Vgl. bes. E. Schmitt (Hrsg.), Handbuch der Architektur, 4. Teil, 2. Halbband: Gebäude für die Zwecke des Wohnens, des Handels und Verkehrs, 2. Heft, Stuttgart 1902.
 - 35) M. Frölich, H.-G. Sperlich, Georg Moller — Baumeister der Romantik, Darmstadt 1959, 321—340.
 - 36) R. Wagner-Rieger, Wiens Architektur im 19. Jahrhundert, Wien 1970, 128—131; G. Egger, R. Wagner-Rieger, Geschichte der Architektur in Wien (Geschichte der Stadt Wien, neue Reihe Band VII, 3), Wien 1973, 158—161.
 - 37) Wenn wir auch im folgenden versuchen, die Bergwerksdirektion von einem Entwurf Shinkels herzuleiten, mag dennoch die Wiener Lösung den Berliner Architekten bekannt gewesen sein. Immerhin war Martin Gropius seit 1874 Mitglied der Akademie der bildenden Künste in Wien.
 - 38) P. O. Rave, Karl Friedrich Schinkel, Berlin — 3. Teil, Berlin 1962, 101.
 - 39) Rave, 97 f.
 - 40) Mielke, zit. Anm. 27, 303, erwähnt Shinkels Entwurf und die Bergwerksdirektion nebeneinander, ohne aber eine direkte Abhängigkeit zu fordern. Mielkes Arbeit ist die erste, die die Bergwerksdirektion in größerem kunsthistorischen Rahmen sieht. Bei seinem ersten Aufsatz (zit. Anm. 1) war dem Verf. diese Erwähnung entgangen, da Mielke den Bau im Ortsverzeichnis unter „St. Johann“ registriert (S. 384), was jedoch heute nach der 1909 erfolgten Gründung der Großstadt Saarbrücken natürlich zu Mißverständnissen führt.
 - 41) M. Klinkott, Martin Gropius . . ., Berlin 1971. Die Bergwerksdirektion ist dort nicht erwähnt.
 - 42) Der Begriff „Rundbogenstil“ mag wenig festgelegt erscheinen, ist jedoch im 19. Jahrhundert häufig verwendet worden, vgl. z. B. Klinkott, 83 ff. Vorrangig geht es um die Festlegung der Grundform, eben des Rundbogens, während stilistisch variiert wird. So auch bei der Bergwerksdirektion: die „Schausseiten“ besitzen „florentinisch“ gefaßte Fenster und Portale, die hofseitigen Rückfronten verzichten auf die Keilsteine und begnügen sich mit der Grundform, dem nicht ornamentierten Rundbogen.

- 43) Vgl. zu weiteren saarländischen Stolleneingängen: Arbeitskreis Denkmalpflege der Fachgruppe Kunstgeschichte der Universität des Saarlandes, Zur Architektur des Rischbach-Stollen St. Ingbert-Schnappach, in: Blieskasteler Nachrichten (Hrsg.: F. J. Much) Nr. 38, April 1973.
- 44) G. Dehlo, zit. Anm. 2, 761.
- 45) H. Mackowsky, Die Bildwerke Gottfried Schadows (mit einer Einleitung von P. O. Rave), Berlin 1951, 66 ff. Die Herstellung der Bronzekopie besorgte ein Berliner Künstler namens Kiss. Ob zwischen diesem und dem für Saarbrücken bestimmten Bauleiter, der ebenfalls Kiss hieß und vermutlich aus Berlin kam, ein Zusammenhang besteht, war nicht zu klären.
- 46) Derselbe, op. cit., 71 f.
- 47) Saarbrücker Zeitung v. 1. 6. 1880.
- 48) Saarbrücken 1881, 36.

DAS DIREKTIONSGEBAUDE DER SAARBERGWERKE IM WANDEL
DER JAHRZEHNTE

Abb. 33—36

1851/52 war der Bahnhof für die Städte Saarbrücken und St. Johann errichtet worden, weit draußen, rund 1 km von den alten Ortszentren der beiden Städte entfernt. Wohl keine Entscheidung in der vielhundertjährigen Geschichte der beiden Städte ist von solcher Bedeutung für die städtebauliche Entwicklung der beiden Städte und der heutigen Großstadt Saarbrücken gewesen. Eine neue City entstand entlang der Straße zwischen St. Johann und dem Bahnhof. Von Saarbrücken herüber führte eine Brücke über die Saar zum Bahnhof. Es entstand ein großes Straßendreieck, dessen Eckpunkte die beiden Städte und der Bahnhof waren. Dieses Dreieck umschloß Raum für großzügige Entfaltung zur Großstadt. Der Bahnhof war in diesem Dreieck neues Verkehrs- und Wirtschaftszentrum. Ein Jahrzehnt später kam es aufgrund eines Staatsvertrages zur Kanalisierung der oberen Saar. Dabei wurde im Bereich unterhalb der Luisebrücke die Saar begradigt und 1868 an dem alten Saaram der Kohlenhafen angelegt. Damit gewann dieser Eckpunkt an Bedeutung und Gewicht. 1871 erwarb die Königlich preußische Bergwerksdirektion ein Gelände zwischen Bahnhof und Kohlenhafen und errichtete darauf bis 1880 ihr neues Direktionsgebäude.

Dieser Bau wird nun zum architektonischen Kern des neu entstandenen Stadtschwerpunkts. Sie, die Bergwerksdirektion, nicht der Bahnhof war Point de vue dieser Straße. Sie übernahm damit eine Aufgabe, die in barocken Zeiten den Stadtschlössern des Adels vorbehalten war. Die Architekten Gropius und Schmieden waren sich dessen wohl bewußt. Was sie bauten, war ein Schloß; und der Anspruch des industriellen Bauherrn, der in dem Gebäude zum Ausdruck kommt, ist nicht geringer als der des Adels in vergangenen Zeiten.

Wenn im folgenden nicht über die Planung und Errichtung der Bergwerksdirektion zu handeln ist — das geschieht an anderer Stelle in diesem Heft — sondern über die späteren Schicksale des Bauwerks, so mag man dies im Auge behalten. Der Standort bedingt in der Folgezeit ihre städtebauliche Aufgabe. Die Bergwerksdirektion ist die heimliche Königin dieser neuen Großstadt Saarbrücken — nicht der Bahnhof.

Die Geschichte des Direktionsgebäudes: Das ist die Geschichte seiner Umgebung. Es ist der Angelpunkt, hier treffen sich Bahnhofstraße, Reichstraße und Trierer Straße. Um ihn herum ordnen sich Geschäftsleben (Bahnhofstraße) und Verkehr (Bahnhof, Hafen und Straßen). 1890 wird mit dem Bau einer ersten Straßenbahnlinie zwischen Luisenthal und St. Johann begonnen, zunächst mit Dampfbetrieb, seit 1899 mit elektrischem Betrieb.

1904 bis 1906 wird gegenüber dem Direktionsgebäude an der Trierer Straße die Bergschule nach Plänen des Baurat Giseke von der Bergwerksdirektion errichtet. Es ist ein schlichter Bau, aber erkennbar mit städtebaulicher Einfühlung an die durch das Direktionsgebäude gegebene Situation konzipiert. Hotels und Geschäftshäuser entstehen in der Nachbarschaft.

Der dreieckige Platz vor dem Gebäude wird zum wichtigen Verkehrsknoten. Der Verkehr wird allmählich auch die Flächen beanspruchen, die ursprünglich vorgartenartig und gartenartig das Gebäude umgeben.

Der Kohlenhafen wird aufgegeben, der alte Saararm verfüllt. Auf dem Gelände wird nach der Rückgliederung 1959 als Geschenk der Bundesrepublik die Kongreßhalle errichtet, ein Bau mit erheblichem architektonischem Anspruch und von Wichtigkeit für die Bürger der Stadt und des Landes. Aber auch dieser Bau entthront die Bergwerksdirektion in ihrer städtebaulichen Funktion nicht.

Wie bedeutsam diese Funktion ist, wird schließlich deutlich, wenn wir daran denken, daß 1898 die Stadt St. Johann an anderer Stelle den Mittelpunkt der Stadt setzen wollte mit dem Bau eines Rathauses. Der Bau war groß angelegt, war von einem bedeutenden Architekten, Hauberisser, entworfen und auch städtebaulich durch die Zuordnung zur evangelischen Kirche St. Johann herausgehoben. Letztere war von 1894—98 von Architekt Güth errichtet worden. Dennoch ist hier nur ein Nebenzentrum entstanden, Herzstück der City blieb die Bahnhofstraße mit der Bergwerksdirektion.

Der Bau der Bergwerksdirektion wurde in der Gründerzeit errichtet. Er repräsentierte die Macht der Wirtschaft, des Kohlebergbaues an der Saar. Er ist in historischen Formen gestaltet, lehnt sich an die Formen italienischer Frührenaissance an. Das alles sind Dinge, die den Bau nicht eben beliebt machen konnten. Der Historismus war durch ein halbes Jahrhundert in Verruf als eklektizistisch, überladen und charakterlos. War Kohle und Eisen auch Grundlage des Wohlstandes, so lastete doch die Hand der mächtigen Industrien oft auch hart auf Politik und Entwicklung des Landes. Umso erstaunlicher ist es, wie sich der Bau durch das Jahrhundert seines Bestehens bewahrt hat. Die vielerlei kleinen und größeren Maßnahmen haben nicht entscheidend an der Substanz geändert. Selbst bei innerer Gegnerschaft zu dem Bau hatte man Respekt vor seiner klaren Architektur und seiner städtebaulichen Funktion.

Am 1. Juli 1880 wurde die Bergwerksdirektion vom Gebäude am Schloßplatz in den Neubau verlegt. Bis zum Ende des Jahrhunderts wissen wir nur wenig über Bautätigkeit an dem Gebäude. Die Akten der Baupolizei beginnen erst im Jahre 1900. Es ist auch kaum zu erwarten, daß am Neubau in den ersten Jahren schon viel geschehen mußte. Lediglich aus dem Jahre 1891 wird von einer Reparatur am Balkon des Eckpavillons berichtet, wobei jedoch die Frontansicht nicht geändert wurde.

Im Jahre 1903 werden erste eingreifende Arbeiten am Gebäude durchgeführt. Zum ersten Mal ist zusätzlicher Raumbedarf für Büro- und Zeichensäle Grund der Änderung. Im Keller und im Dachgeschoß des Flügels zur Reichsstraße werden Veränderungen vorgenommen. Dabei schneiden an der Nord- und an der Westseite Fenster in das Dachgesims ein. Die Frontseite zur Reichsstraße bleibt unverändert. Die Ausbildung dieser Fenster ist interessant und nicht ohne Geschick gemacht.

1905 wird zur Trierer Straße hin eine Mauer aufgeführt. Auffallend waren die vielen Treppen in dem Gebäude gewesen. 1909 wird im westlichen Teil des Traktes an der Trierer Straße eine Treppe beseitigt, wobei als Grund die Feuergefährlichkeit der Holzkonstruktion angegeben wird.

1913 wird eine Botentreppe unmittelbar neben der Haupttreppe aus dem gleichen Grund beseitigt. Es scheint, als sei der Bau für den tatsächlichen Gebrauch zu reichlich mit Treppen ausgestattet gewesen. Vielleicht spiegelt sich aber auch in der Beseitigung der Botentreppe ein sozialer Vorgang: der Verzicht auf die Aufteilung in „herrschaftlichen Aufgang“ und „Dienstbotenaufgang“.

1924 setzt sich der Ausbau des Dachgeschosses fort. Wieder braucht die Bergwerksdirektion mehr Raum.

Bis zum zweiten Weltkrieg hin sind dann nur noch Um- und Einbauten im Hofbereich vorgenommen worden. Im September 1939 wird die Bergwerksdirektion nach Bexbach verlegt. Ein Jahr später erfolgt die Rückverlegung nach Saarbrücken. Am Gebäude werden keine Schäden festgestellt. Nun folgen kriegsbedingte Maßnahmen. Baracken werden 1943 im Hof errichtet, 1944 werden ein Löschteich, ein Kraftspritzenunterstand und ein Luftschutzstollen angelegt.

Am 5. 10. 1944 wurde der Gebäudeteil westlich vom Mittelrisalit der Trierer Straße durch Bomben zerstört. Nur das Kellergeschoß bleibt in diesem Teil erhalten.

1946 beginnt der Wiederaufbau, 1949 ist die Lücke geschlossen. Charakteristisch für die damalige Notzeit nach dem Kriege ist, daß ohne Baugenehmigung gebaut wurde. Erst im November 1949, als die Arbeiten abgeschlossen waren, erfolgte die Baugenehmigung. Die Prüfung und Genehmigung der statischen Berechnungen wurde sogar erst 1951 mit der Genehmigung abgeschlossen.

Diese Maßnahme bringt nun zum ersten Male in der Geschichte des Direktionsgebäudes einen fühlbaren Eingriff in die Fassadengestaltung. Und es ist interessant, wie geändert wird. Die drei Hauptgeschosse bleiben in ihrer Höhe erhalten. Die Zahl der Fensterachsen — sieben — wird beibehalten, ebenso die lichten Maße der Fenster und ihr rundbogiger Schluß. Darin wird der Respekt vor der Architektur des Gebäudes spürbar. Dieser Wiederaufbau bedeutete in der damaligen Zeit eine große Anstrengung. Und die Wiederaufnahme der alten Teilung bedeutete erhöhten Aufwand. Das Gebäude gewann so die Symmetrie der Fassade zurück. In den Einzelformen vereinfachte man. Die großen Scheidbögen der Fenster aus Sandstein entfielen. Dadurch erscheinen die Fenster kleiner, die Wandflächen über den Fenstern größer, ein wenig unproportioniert zu groß. Dieser Eindruck verstärkt sich noch durch die schmälere Gesimse unter den Fenstern. Verändert ist die Gesimszone. Anstelle der steilen Konsolen, die das Hauptgesims tragen, ist ein Fensterband getreten, die einzelnen Fenster sind durch rechteckige Pfosten getrennt. Der Abstand dieser Pfosten ist größer als der Abstand der Konsolen. Das Gesims selbst ragt nicht vor, sondern liegt in der Fassadenebene. Es ist anders profiliert, und es fehlen die runden Luken. Die Traufhöhe entspricht der ursprünglichen. Das Dach hat die alte Neigung. Der Dachstuhl wurde wieder in Holz ausgeführt. Anzumerken ist, daß der Dachstuhl auf den übrigen Teilen des Gebäudes erhalten blieb. Noch heute ist die ursprüngliche Konstruktion dort vorhanden.

Die zweite wichtige Änderung war die Beseitigung des Einganges und des Balkons im Mittelrisalit zur Trierer Straße hin. Das Sockelgeschoß wurde

durchgezogen. An der Stelle der Tür wurde ein Fenster eingesetzt, und im ersten Obergeschoß wurde der Balkon abgenommen, die Balkontür durch ein Fenster ersetzt.

Die Eingangstür wurde auf die Westseite (Schmalseite) des Haupttraktes wiederverwendet mit den beiden flankierenden Postamenten. Es sieht aus, als seien sie vorgesehen gewesen für Skulpturen oder steinerne Vasen, doch zeigen die Pläne, daß dies nicht beabsichtigt war. Wohl damals auch beseitigt wurden die schmiedeeisernen Dachzierate auf den beiden Pavillons. Bei den Veränderungen des Mittelrisalites ist man behutsam vorgegangen. Die Ergänzungen sind sorgfältig angepaßt worden. Man hat der Fassade ihr Skulpturenprogramm erhalten.

Fragen wir uns nach dem Ergebnis des Wiederaufbaues für die Architektur des Direktionsgebäudes: Zweifellos ist sie karger geworden, überall hat es Vereinfachungen gegeben. Der Zwischentrakt ist jedoch nicht nur einfacher geworden, er ist härter, kastenförmiger geworden. Dem Klassizismus der Schinkel-Nachfolger in den ursprünglichen Teilen wird hier ein neuklassizistisches Element hinzugefügt, Neuklassizismus unseres Jahrhunderts. Nicht jedes Detail ist aus dem Zwang zur Vereinfachung und Verbilligung zu erklären. Vieles ist Stilwollen, das gilt vor allem für die Gesimszone. Wir sehen, daß der Bau etwas von seiner Einheitlichkeit verloren hat. Aber er ist doch im Kern und in der Gesamtheit durch die damalige Maßnahme gerettet worden. Ja, wir sollten auch der leichten Spannung nachspüren, die die Asymmetrie in die Fassade hineinbringt, eine Spannung, die unbewußt zu Vergleichen lockt, Interesse weckt und so auch Gewinn darstellt. Schließlich, der Trakt war zerstört. In zurückhaltender Form zeugt er von Zerstörung und Wiederaufbau; er vertuscht es nicht durch völlige Kopie. Es ist ein Wiederaufbau, den man gelten lassen muß.

1956 wird die Einfahrt in den Hof von der Trierer Straße her geändert. Die Hofmauer und die gequaderten Pfeiler der Einfahrt verschwinden, ein Pfortnerhaus wird errichtet. Schließlich wird die zweiläufige Treppe zum Hof im Winkel des Eckrisalites beseitigt und durch eine einläufige aus Stahlbeton mit aufgesetzten Stufen ersetzt.

Wohl jede Beschreibung der Bergwerksdirektion in Zeitschriften oder in anderen Aufsätzen beschäftigt sich mit dem Skulpturenprogramm der beiden Pavillons. Diese Darstellungen haben immer wieder Resonanz bei den Bürgern gefunden. Nicht einer der Aufsätze, der an der künstlerischen Qualität mäkelte, obwohl es doch Bildhauerarbeiten aus einer Zeit sind, deren offizielle Kunst nicht hoch geschätzt wurde. Nein, hier findet man programmatisch dargestellt, was der Bergbau für Land und Stadt bedeutet, hier ist der Sinn des Gebäudes augenfällig. Eine dieser Figuren, der Gesteinshauer, hatte im Krieg durch Bombensplitter den Kopf verloren. Nach einem Modell von Professor Theo Siegle wurde dieser Kopf 1957 durch die Steinmetzwerkstatt Eugen Hippchen ergänzt. Wenn in einer Maßnahme am Bau des Direktionsgebäudes die Geste des Bekenntnisses zur eigenen Geschichte liegt, dann in dieser.

Und trotzdem wurde wenige Jahre später die Erhaltung des Bauwerks in Frage gestellt. Zuerst waren es wohl Überlegungen der Stadtplanung, die diesen Bereich neu ordnen wollte. Bis zum „Postamt an der Trierer Straße“ hin waren die Häuserblocks hinter der Bergwerksdirektion zerstört, nur

die Bergwerksdirektion stand noch. Wenn auch sie weggenommen werden konnte, war der Weg frei für eine großzügige Neuplanung, die vor allem dem Verkehr gerecht werden sollte, dem fließenden und dem ruhenden. 1965 erhielt die Bergwerksdirektion auf einen Antrag, die Fassade zu restaurieren, den Bescheid, daß das Gebäude möglicherweise abgerissen werden sollte. Es waren Absichten, die nach einiger Zeit aber aufgegeben wurden.

Bald aber gab es bei der Bergwerksdirektion selbst solche Überlegungen. Das Thema des Raummangels war schon früh, schon vor dem ersten Weltkrieg aufgetaucht. Wir sehen es am Beispiel des Ausbaues von Keller und Dach. Längst hatten diese Maßnahmen nicht mehr gereicht. Man hatte an verschiedenen Stellen der Stadt Räume gemietet und verschiedene Teile der Verwaltung auf diese Weise untergebracht. Das Gebäude aber liegt mitten in der City. Der Baugrund an dieser Stelle ist kostbar und begehrt. So erwog man den Verkauf auf Abbruch und Neubau an anderer Stelle. Kaufinteressenten waren vorhanden. 1972 stellten die Saarbergwerke einen Abbruchsantrag. Das Bekanntwerden dieser Absichten löste eine weithin Resonanz findende öffentliche Diskussion aus.

Sie ging aus von besorgten heimatliebenden Bürgern, griff dann schnell über in die Fachkreise, die Denkmalpflegevereine; Kunsthistoriker und Architekten meldeten sich zu Wort. Das Gebäude der Bergwerksdirektion wurde zum Gegenstand einer grundsätzlichen Auseinandersetzung, ob und inwieweit Bauten des Historismus denkmalwert und schutzwürdig seien. Diese Frage wird seit Mitte der fünfziger Jahre in Deutschland diskutiert als Folge der großen Zerstörung von Bauten dieser Epoche im zweiten Weltkrieg. Inwieweit waren sie es wert, wieder aufgebaut zu werden? Die kunstwissenschaftliche Forschung an den Universitäten und Technischen Hochschulen untersuchte Bauten und Baukunst dieser Epoche. Im Bereich der Denkmalpflege gab und gibt es spektakuläre Beispiele: Die Mietshausbezirke im Berliner Stadtteil Kreuzberg, die Oper in Frankfurt, der alte Bahnhof in Braunschweig, der Abbruch des Braunschweiger Schlosses. Die Denkmalpflege bekam allmählich Maßstäbe für Wert und Unwert dieser Bauten und suchte das zu schützen, was sie als Wert erkannte. Mit der Zeit entwickelte sich eine weniger spektakuläre intensive Bemühung um diese Bauten. Für das Saarland war es, wie gesagt, die Bergwerksdirektion, an der sich die Auseinandersetzungen um dieses Thema entzündeten. Der Bau stand nicht unter Denkmalschutz. Da wirkte sich die überkommene Mißachtung der Kunst des 19. Jahrhunderts aus. Aber war er wirklich so unbedeutend? War er nicht bedeutender als manch einfache Dorfkirche des 18. Jahrhunderts, die doch unter Schutz steht? War die Bergwerksdirektion nicht denkmalwert?

Die Stellungnahmen für den Erhalt des Bergwerksdirektionsgebäudes hatten eine verblüffend starke Resonanz, nicht nur bei den Bürgern, auch bei den Behörden. Der Stadtrat von Saarbrücken faßte den Beschluß, an die Regierung heranzutreten, das Gebäude unter Denkmalschutz zu stellen. Dies war jedoch aus rechtlichen Überlegungen für die Regierung zu diesem Zeitpunkt noch nicht möglich. Aber sie suchte nach anderen Wegen, das Bauwerk zu erhalten. Sie erwog, es für das Land zu erwerben; und der Justizminister erklärte sein Interesse, sein Ministerium dort unterzubringen.

Die staatliche Denkmalpflege suchte ein Veto gegen eine Abbruchsgenehmigung einzulegen. Ob ein solches Veto, das sich auf die Saarländische Verfassung gründete, letztlich Erfolg gehabt hätte, blieb offen.

Die Saarbergwerke traten 1974 von ihren Absichten zurück, sie zogen den Abbruchsantrag zurück und beschlossen, das Gebäude weiter in der bisherigen Weise selbst zu nutzen. Die Gründe für diesen Entschluß sind nicht bekannt geworden, wahrscheinlich kam Verschiedenes zusammen: die sich ändernde wirtschaftliche Lage, finanzielle Erwägungen, politische Überlegungen, die Erkenntnis der Bedeutung der Lage des Gebäudes im Zentrum der Stadt, vielleicht auch ein neues Überdenken aufgrund der öffentlichen Diskussion.

Was auch immer das Entscheidende gewesen sein mag, 1974 entschied man sich für die Erhaltung und Weiterverwendung des Direktionsgebäudes, und man beschloß, es nun gründlich zu überholen und es wieder in einen guten Zustand zu bringen. Diese Instandsetzung erfolgte nun in häufiger und bereitwilliger Zusammenarbeit mit dem Staatlichen Konservatoramt. Der Denkmalwert des Bauwerks war bewußt geworden.

Die Instandsetzung war umfassend. Sie betraf das Innere und das Äußere. Im Inneren wurde im Kellergeschoß zur Reichsstraße die Fernmeldezentrale neu angelegt, im ersten Obergeschoß wurden neue Sitzungssäle eingerichtet und im Erdgeschoß eine Kantine mit Pausenraum geschaffen. Das waren die wichtigsten Funktionsveränderungen.

Für die architektonisch formalen Gesichtspunkte war anderes bedeutsamer. Wichtig war vor allem, daß das Treppenhaus nicht verändert wurde. Gerade um das Treppenhaus hatten sich in den Diskussionen konträre Meinungen gebildet: Häßlich und wertlos fand man es einerseits, wesentlich und wichtig für den Geist der Gründerzeit und in Material und Ausführung von besonderem Interesse andererseits. Im Bereich des Treppenhauses wurde auch der alte Plattenfußboden ergänzt und erhalten, und die Türen wurden im Stil erneuert einschließlich der Beschläge. Das war in den Fluren nicht möglich. Hier wurde mit rosa-gelblichem und grünem Marmor neu geplattet. Sämtliche Türen wurden erneuert und die Flure durch farbige Gestaltung in ihrer rhythmischen Abfolge betont. Die Leuchten mit gebläseltem Antikglas, rauchfarben, passen sich den Fluren gut ein. Entsprechende Leuchten erhielt auch das Treppenhaus. Der große Sitzungssaal im zweiten Obergeschoß, der wichtigste stuckierte Raum im Gebäude, wird als Zeichensaal benutzt und hat hierfür leider Leuchten erhalten, die den Raumeindruck weitgehend zerstören; immerhin ist dies ein Einbau, der jederzeit ohne Schwierigkeiten wieder entfernt werden kann.

Wichtiger als die Innenmaßnahmen sind für den Eindruck die Herrichtungen am Außenbau. Die wichtigste Veränderung ist hier die Beseitigung der alten Holzsprossenfenster. Sie wurden durch Alufenster ersetzt. Man folgte dem Wunsch der Denkmalpflege, wenigstens eine horizontale Sprosse einzusetzen. Das Verschwinden der Sprossenfenster zugunsten von Ganzscheibenfenster ist allgemein ein schwieriges Problem der Denkmalpflege. Durch solche Maßnahmen wird stets Maßstab und Proportion eines Gebäudes im Detail empfindlich verändert. Das mußte auch hier in Kauf genommen werden. Weniger stark haben sich die Veränderungen am Haupteingang ausgewirkt. Die Sandsteinstufen wurden durch roten Granit

ersetzt, der wenig auffällt, und in die Portale wurden Glastüren eingesetzt. Schließlich erhielt der Bau einen neuen Außenanstrich. Er ist notwendig, um die alten Teile und den Neubau von 1946—49 zu einer Einheit zusammenzufassen. Die Wahl der Farbe dürfte dem Geschmack der Gründerjahre nahekommen. Die Wertung ist eine ästhetische Frage, die unterschiedlich beantwortet werden mag. Ich empfinde den Farbzusammenklang als befriedigend.

Wir haben die Geschichte des Direktionsgebäudes durch ein Jahrhundert verfolgt. Wir haben gesehen, wie sich Veränderungen durch immer stärkere Ausnutzung des verfügbaren Raumes ergaben, wie der Bau nach schweren Schäden im zweiten Weltkrieg mit Einfühlung wieder ergänzt wurde, wenn auch nicht als Kopie sondern mit Veränderungen. Schon in der damaligen Maßnahme war das Gespür und Empfinden für den Wert der ursprünglichen Architektur ablesbar. Dann kamen die Auseinandersetzungen um die Erhaltung des Gebäudes. Diese Auseinandersetzungen führten zu einer Abwägung seines kunstgeschichtlichen und geschichtlichen Wertes. Es ist zu hoffen, daß die Erkenntnisse dieser Bemühungen für die zukünftige Erhaltung und Nutzung des Gebäudes das Maß geben. Es ist zu wünschen, daß von diesem Gebäude auch künftig Kraftströme der Wirtschaft so gelenkt werden, daß sie dem Wohlstand des Landes und der Menschen dienen. Und der Gruß der Bergleute soll noch lange die Vorübergehenden von der Brüstung des Balkons grüßen: „Glück Auf“.

Doris Seck

FRITZ SCHUSTER — OBERBÜRGERMEISTER
DER LANDESHAUPTSTADT SAARBRÜCKEN

Abb. 37—57

Am 31. März 1976 schied ein Mann aus seinem Amt, der fast zwanzig Jahre lang Oberbürgermeister der Landeshauptstadt Saarbrücken war. Gesundheitliche Gründe hatten es Fritz Schuster verwehrt, bis zum Ablauf des zweiten Dezenniums seiner Amtszeit im Dienst zu bleiben. Von allen Stadtoberhäuptern, die seit der Vereinigung der Saarstädte Saarbrücken, St. Johann und Malstatt-Burbach zur Großstadt Saarbrücken im Jahre 1909 die Geschicke dieser Stadt lenkten, ist er es gleichwohl gewesen, der am längsten als Oberbürgermeister amtierte: genau 19 Jahre, zwei Monate und 23 Tage.

Fast zwei Jahrzehnte sind eine lange Zeit für den Menschen, der in der Verantwortung steht, und sie waren in diesem Fall eine bedeutsame Epoche für Saarbrücken. Sie umspannten eine Entwicklung, für die der äußere Wandel von der noch stark von den Kriegsschäden gezeichneten Stadt zur modernen Metropole symbolhaft erscheinen mag. Nicht nur städtebaulich erlebte Saarbrücken einen großen Aufschwung. Das Wirtschafts-, Verwaltungs- und Kulturzentrum des Saarlandes, die Universitäts- und Messestadt, die Stadt der Begegnung gewann unter vielfältigen Aspekten Profil. Insofern beanspruchten die Jahre, in denen Fritz Schuster das höchste Amt der Stadt bekleidete, beginnend noch im zeitlichen Umfeld eines historischen Wendepunktes, einen festen Platz in der Geschichte Saarbrückens.

Fritz Schuster wurde am 19. April 1916 in Spiesermühle geboren. Er wuchs im bergmännischen Milieu auf; sein Vater war Steiger. Nach der Volksschule besuchte er die Oberrealschule in Saarbrücken. 1937 machte er sein Abitur, kam zum Arbeitsdienst, dann zur Wehrmacht. Nach Kriegsdienst und Kriegsgefangenschaft konnte Fritz Schuster endlich an seine Berufsausbildung denken. Als Student der Jurisprudenz ging er 1946 an die neugegründete Universität Mainz. Nach der großen Staatsprüfung war er vorübergehend Richter, danach Rechtsanwalt in Saarbrücken. 1955 übertrug die Industrie- und Handelskammer des Saarlandes dem Juristen Schuster die Leitung ihrer Rechtsabteilung.

Das war zu jener Zeit, da sich zunehmend Kräfte im Lande regten, die sich für die Eingliederung des politisch autonomen und durch Wirtschaftsunion mit Frankreich verbundenen Saarlandes in die Bundesrepublik Deutschland einsetzten. Fritz Schuster stand mit in ihrer vordersten Reihe. Als engagierter Verfechter dieses Zieles schloß er sich der Demokratischen Partei Saar an und gehörte zum engen Kreis um Dr. Heinrich Schneider und Senator Richard Becker, deren Verdienste um das Deutschtum an der Saar unvergessen geblieben sind.

Nach dem Referendum vom 23. Oktober 1955, bei dem die Mehrheit der saarländischen Bevölkerung das Saarstatut ablehnte, zog Fritz Schuster aufgrund des Ergebnisses der acht Wochen später durchgeführten Wahlen zum saarländischen Landtag in das Parlament ein. In die neue Landesregierung, die am 10. Januar 1956 unter Führung von Dr. Hubert Ney (CDU) gebildet wurde, berief man ihn als Minister des Innern. Noch im selben

Jahr sprach sich die Mehrheit des neugewählten Stadtrates für Fritz Schuster als Oberbürgermeister der Stadt Saarbrücken aus. Am 8. Januar 1957 trat er dieses Amt an.

Damit führte der Lebens- und Berufsweg Fritz Schuster auf den nächsten Platz hinter einer Reihe von Saarbrücker Stadtoberhäuptern, die seit der Städtevereinigung auf eine stattliche Zahl von Namen angewachsen war. In der Folge dieser Oberbürgermeister, Bürgermeister und interimistischen Amtsinhaber spiegelt sich auch einiges vom Schicksal dieser Stadt und der Zeitgeschichte wider.

An ihrem Anfang stand Emil Mangold, der von 1909 über den ersten Weltkrieg hinweg Oberbürgermeister war, bis er 1919 von französischer Seite seines Amtes enthoben wurde. Je etwa ein Jahr lang führten daraufhin nacheinander der ehrenamtliche Beigeordnete August Klein und der hauptamtliche Beigeordnete und Stadtbaurat Rudolf Hobohm als kommissarische Bürgermeister die Dienstgeschäfte. 1921 kam Dr. Hans Neikes als vom Stadtrat gewählter Oberbürgermeister aus Dortmund nach Saarbrücken. Vor Fritz Schuster war er das Saarbrücker Stadtoberhaupt mit der längsten Amtszeit. Vierzehn Jahre lang, die ganze schwierige Völkerbundszeit über, hatte er die Spitzenposition im Rathaus inne.

Kurz nach der Rückgliederung des Saargebietes in das Deutsche Reich am 1. März 1935 wurde Dr. Neikes von Ernst Dürrfeld abgelöst. Diesem folgte zwei Jahre später Fritz Schwitzgebel, der bis zum Ende des zweiten Weltkriegs Oberbürgermeister Saarbrückens war. Als die amerikanischen Truppen 1945 in Saarbrücken einmarschiert waren, setzten sie den einheimischen Fabrikanten Heinrich Wahlster als Bürgermeister ein. Nach der Einbeziehung des Saarlandes in die französische Besatzungszone ernannte das Regierungspräsidium Saar im August desselben Jahres den Rechtsanwalt Dr. Emil Heim zum kommissarischen Bürgermeister.

Im September 1946 zog in der Person von Dr. Franz Singer (CVP) erstmals nach dem zweiten Weltkrieg, um nicht zu sagen seit Dr. Neikes, wieder ein demokratisch gewählter Bürgermeister ins Rathaus ein. Als er zwei Jahre später ein Ministeramt in der Regierung Johannes Hoffmanns übernahm, wählte der Stadtrat im April 1949 zu seinem Nachfolger Heinrich Barth (SPS), dessen Amtszeit jedoch schon nach wenigen Wochen durch den Tod beendet wurde. Mit der Wahl von Peter Zimmer (SPS) im Juli 1949 erhielt Saarbrücken, wie sich zeigen sollte, wieder einen Bürgermeister auf längere Zeit. Nach dem Volksentscheid vom 23. Oktober 1955 beauftragte der neue Stadtrat im Juni 1956 den ehrenamtlichen Beigeordneten Johann Ecken (DPS) für eine Übergangszeit mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Oberbürgermeisters.

Zwölf Bürgermeister — gewählte, eingesetzte, beauftragte — amtierten in Saarbrücken in einem Zeitraum von knapp 48 Jahren. Fritz Schuster war der dreizehnte.

Es war die Zeit zwischen Volksabstimmung und Rückgliederung. Noch hatten sich die heftigen Stürme, die in der Auseinandersetzung um das Saarstatut das Land erschütterten, nicht vollends gelegt. Noch wirkte die Spaltung der Bevölkerung in Ja- und Nein-Sager, die bis in die Familien gegangen war, wenn auch abgeschwächt, nach. Ja- und Nein-Sager gab es auch in dem Stadtrat, der durch die Kommunalwahl vom 13. Mai 1956 in

Saarbrücken ins Amt gekommen war. Von seinen 49 Sitzen entfielen 21 auf die DPS, die damit mit Abstand stärkste Fraktion war, 12 auf die CVP, je sieben auf die CDU und die SPD, zwei auf die KP.

Dieses Gremium stand am 11. Dezember 1956 vor der Aufgabe, einen neuen Oberbürgermeister zu wählen. Mit Fritz Schuster hatten sich noch neun weitere Interessenten um dieses Amt beworben; einer zog seine Bewerbung vor der Wahl wieder zurück. Der DPS-Mann und Innenminister Schuster war der Kandidat der Heimatbund-Parteien. Von 47 an der Wahl teilnehmenden Stadtverordneten gaben 34 für ihn ihr Votum ab. Die CVP-Fraktion unterstützte den Kandidaten Dr. Alfried Richter aus Koblenz; er bekam elf Stimmen. Zwei Stadtverordnete enthielten sich der Stimme.

Damit war Fritz Schuster auf die Dauer von zehn Jahren zum Oberbürgermeister der Stadt Saarbrücken gewählt. Er hatte durch seine Wahl eine starke kommunalpolitische Stellung erlangt, denn nach der nunmehr geltenden saarländischen Gemeindeordnung, die der rheinischen Bürgermeisterei-Verfassung nachgebildet war, war er zugleich Chef der Verwaltung und, wenn auch ohne Stimmrecht, Vorsitzender des Stadtrates.

Am 1. Januar 1957 wurde in einem Festakt im Stadttheater Saarbrücken im Beisein von Bundeskanzler Konrad Adenauer die politische Eingliederung des Saarlandes in die Bundesrepublik Deutschland vollzogen. Eine Woche später bezog Fritz Schuster das Dienstzimmer des Oberbürgermeisters im Saarbrücker Rathaus. Er mußte sich dabei der Tatsache bewußt sein, daß er in seinem neuen Amt einem Stadtparlament vorzustehen hatte, in dem als Folge der unmittelbaren Vergangenheit die Meinungen weitaus stärker differierten und Ressentiments viel mehr mitspielten als in der üblichen parteipolitischen Auseinandersetzung.

Für sachliche kommunalpolitische Arbeit war das sicherlich nicht die beste Basis. Der neue Bürgermeister, mit 40 Jahren damals einer der jüngsten in der Bundesrepublik Deutschland, war jedoch Mann des Ausgleichs genug, um die untereinander zerstrittenen Parteien zu gemeinsamer Arbeit im Interesse der Stadt und ihrer Bürger zu führen. Aufgaben waren mehr als reichlich da.

Denn das damalige Saarbrücken trug noch deutlich die Spuren des jahrelangen saarländischen Sonderschicksals. Zwar war nach den großen Zerstörungen, die der Stadt im zweiten Weltkrieg zugefügt wurden, der Wiederaufbau in Gang gekommen. Zum Zeitpunkt der politischen Rückgliederung hatte Saarbrücken ungeachtet seiner guten wirtschaftlichen Tragfähigkeit und seines stattlichen Angebots an Arbeitsplätzen aber die Vorkriegszahl von etwa 130 000 Einwohnern nicht wieder erreicht: es fehlte an Wohnraum, es fehlte an Schulraum. Die Straßen und Brücken erwiesen sich zunehmend als unterdimensioniert für die wachsende Zahl der Kraftfahrzeuge, die sich in Saarbrücken bewegten: es fehlte an Verkehrsraum. Es kam nicht von ungefähr, daß Fritz Schuster später bei den verschiedensten Gelegenheiten die Stichworte Wohnungsbau, Schulraumvermehrung und Verkehrsverbesserung nannte, wenn es galt, die Prioritäten bei seinem Amtsantritt darzustellen.

Entsprechend konzentrierten sich in der jungen Landeshauptstadt die Bemühungen vorrangig auf den Wohnungsbau. Ihr wichtigstes Ergebnis ist die Bebauung des Eschbergs, die auch als Demonstrativbauprogramm von

Bonn anerkannt wurde. Die Anhöhe am Stadtrand, die bis dahin Sitz eines Hofgutes und landwirtschaftlich genutzt, aber bereits im Eigentum der Stadt war, wurde für die Wohnbebauung erschlossen. Bald schon wuchsen die Gebäude aus dem Boden, hier zwei-, da zwölfgeschossig, Wohnraum für fast 10 000 Menschen in Mietwohnungen und Eigenheimen.

Der Eschberg war noch in seiner ersten Bauphase, da wurde parallel dazu im Süden der Stadt der Bau der Wohnsiedlung Folsterhöhe in Angriff genommen. Die damals noch neue Technik mit Fertigbauteilen, auf der Folsterhöhe und teils auch auf dem Eschberg erstmals in Saarbrücken erprobt, erlaubte einen schnellen Baufortschritt. Denn darauf kam es an: möglichst schnell, möglichst vielen Familien zu Wohnungen zu verhelfen. Bei der späteren Kritik an bestimmten Bau- und Wohnformen wurde das oftmals vergessen.

Mit solch auffälligen und auf das ganze Stadtbild einwirkenden Beispielen konnte sich der Schulbau nicht darstellen, dafür aber mit einer ganzen Anzahl auf das Stadtgebiet verstreuten Einzelbauten. Wenige Schulen nur hatten den Bombenkrieg überstanden. Schon in den ersten Nachkriegsjahren begannen die Neu- und Wiederaufbauten. Zum Teil wurden diese Schulen nun noch ausgebaut; weitere Schulgebäude entstanden. Das Ziel, in wenigen Jahren den vorhandenen Schulraum zu verdoppeln, wurde während der ersten Amtsperiode Schusters erreicht. Saarbrücken war immerhin mit Klassenräumen so gut versorgt, daß die Gefahr des Schichtunterrichts gebannt war, aber es blieb noch viel zu tun.

Deutlich stärker prägten die Ende der 50er, Anfang der 60er Jahre begonnenen Verkehrsbauten dem Stadtbild ihren Stempel auf. Saarbrücken wäre gewiß bald im Verkehr erstickt, wäre nicht die Stadtautobahn gekommen. Ihr Bau erforderte schmerzliche Eingriffe; den Verlust der idyllischen Luisenanlage und das Zurückversetzen der Schloßmauer konnten manche Bürger nur schwer überwinden. Dafür erhielt Saarbrücken im Zuge der Bundesstraße 406 eine autobahnähnliche Schnellstraße, die die von Mannheim kommende Bundesautobahn fortsetzte bis unmittelbar ins Zentrum, den innerstädtischen Straßenverkehr entlastete und den auf diesem Wege ankommenden Besuchern Saarbrücken sogleich von einer ausnehmend schönen Seite zeigte. Um die gleiche Zeit erfolgte auch der wichtigste Brückenschlag. An der Stelle jener Nachkriegs-Fußgängerbrücke, die die Saarbrücker Kummersteg nannten, überspannte die achtspurige Wilhelm-Heinrich-Brücke als Querverbindung und Bindeglied zur Innenstadt die Saar.

Der großzügige Anblick von Schnellstraße und Brücke samt dem dazugehörigen Kreisel wäre unvollständig geblieben ohne die optische Ergänzung durch ein Bauwerk, das mit dem Fahrverkehr nichts zu tun hatte, aus dem er sogar ausdrücklich verbannt blieb. Mit der Berliner Promenade entstand die erste Fußgängerzone: zugleich brachte der über das rechte Saarufer ragende Promenadensteg damit sozusagen in die Rückseite der Bahnhofstraße erstmals eine städtebauliche Ordnung. In Verbindung mit der Entwicklung der City zu einem potenten Geschäfts- und Dienstleistungszentrum gewann auch die Berliner Promenade im Sinne der Planung schnell ein Gesicht.

Schon regte es sich auch auf dem Winterberg. Hoch über der Stadt wurde Hand angelegt an ein Projekt von weit über Saarbrücken ausstrahlender

Bedeutung. Der Neubau der städtischen Krankenanstalten sollte viel mehr sein als bloßer Ersatz für das baulich überalterte Bürgerhospital auf dem Reppersberg. Während einer langen Bauzeit konnten die Bürger von fast jedem Punkt im Stadtgebiet verfolgen, wie an dieser exponierten Stelle ein ganzer Komplex von Bauten über die Baumkronen empor wuchs. Hier erhielt Saarbrücken ein Krankenhaus mit 960 Betten und modernster Einrichtung, ein Schwerpunkt-Krankenhaus, ergänzt durch Schwesternhäuser und andere Funktionsgebäude.

Die Entwicklung Saarbrückens äußerte sich auf vielen Ebenen. Die in den ersten Nachkriegsjahren entstandene Universität im St. Johanner Stadtwald wuchs, gefördert städtischerseits durch Bereitstellung von Gelände, und gewann immer mehr an Bedeutung. Der Ausbau der 1949/50 gegründeten Saarmesse schritt fort; was im regionalen Rahmen begonnen hatte, wurde zu einer Wirtschaftsveranstaltung mit internationaler Resonanz. Kein Wunder, daß bei der Charakterisierung Saarbrückens der Akzent zunehmend auf die Bezeichnung „Universitäts- und Messestadt“ gelegt wurde.

Auch der Begriff Kongreßstadt tauchte auf, eigentlich schon recht früh nach der politischen Eingliederung, als alle erdenklichen Bundesorganisationen bei ihrem nächstfälligen Kongreß dem Saarland und ihrem neuen saarländischen Landesverband die Ehre gaben. Die Tagungen überstürzten sich förmlich: Saarbrücken war in den späten 50er Jahren wirklich eine Stadt der Kongresse, wenn auch noch keine Kongreßstadt. Dazu mußten viele materielle Voraussetzungen erst geschaffen werden, unter anderem auch durch den Bau der Kongreßhalle. Das Geschenk der Bundesregierung an das Saarland zu seiner Rückkehr nach Deutschland brachte Probleme und Aufwendungen mit sich, aber auch dieses Sorgenkind begann schließlich zu wachsen.

Bereits 1957 wurde spontan der Gedanke laut, den zur wasserlosen Wildnis gewordenen Deutschmühlenweiher wieder herzurichten und zum Zentrum einer Deutsch-Französischen Gartenschau zu machen. Hier vereinten sich die Bestrebungen, Saarbrücken attraktiver zu gestalten und den Bürgern neue Möglichkeiten zur Naherholung zu geben mit dem Wunsch, einen Beitrag zur Freundschaft zwischen den beiden Nachbarvölkern zu leisten. Als am 23. April 1960 in Anwesenheit von viel Prominenz die von Landschaftsarchitekten und Gärtnern aus beiden Ländern geschaffene Parkanlage eröffnet wurde, war das ein großer Tag für Saarbrücken, ein großer Tag aber auch für die deutsch-französische Freundschaft. Aus der Gartenschau wurde später der Deutsch-Französische Garten als ständige Erholungsstätte für die Bevölkerung, als Anziehungspunkt für Besucher von nah und fern, als Ort häufiger Begegnungen von Deutschen und Franzosen.

Was sich hier seither an vielen Tagen des Jahres im engeren nachbarschaftlichen Rahmen vollzog, erhielt eine neue Dimension, als die Landeshauptstadt Saarbrücken und die westfranzösische Großstadt Nantes an der Loire-Mündung eine Städtepartnerschaft eingingen. 1965 wurde dieser deutsch-französische Bund besiegelt, der über eine Distanz von etwa 800 Kilometer auch so manche persönliche Freundschaft gedeihen ließ.

Es läßt sich wohl nicht mehr genau rekonstruieren, wann Fritz Schuster zum erstenmal von Saarbrücken als einer Stadt der Begegnung sprach. Nicht nur im Blick auf den Deutsch-Französischen Garten und die Städte-

partnerschaft hat er als Oberbürgermeister jedenfalls diesen Begriff oft und gern gebraucht. Er sprach damit auch andere Funktionen Saarbrückens als die der Kongreßstadt an und brachte damit zum Ausdruck, daß diese Stadt für menschliche Beziehungen einen guten Boden hat.

Was hier geschildert wurde, waren nur einige Schwerpunkte im kommunalen Geschehen eines Jahrzehnts, in dem für die Entwicklung Saarbrückens mehr geschah als je zuvor in einer zeitlich so begrenzten Spanne. 1966 war Saarbrücken dank vieler Initiativen von öffentlicher und privater Seite aus den Trümmern des zweiten Weltkriegs wieder herausgewachsen. Es hatte manches an Infrastruktur gewonnen. Die letzte Straßenbahn war dem Verkehrsmittel Omnibus gewichen, und der hohe Schornstein des Heizkraftwerks verdeutlichte, daß in Teilen der Stadt die Fernwärmeversorgung Einzug gehalten hatte. Die Landeshauptstadt des Saarlandes, überragt von den weithin sichtbaren Neubauten auf dem Eschberg und dem Winterberg, konnte sich sehen lassen. Die erste Amtsperiode des 1956 gewählten Oberbürgermeisters ging dem Ende zu. Längst hatte sich Fritz Schuster auch bei seinen politischen Gegnern Respekt und menschliche Sympathien erworben.

Als er sich, gerade von einer sehr schweren Erkrankung genesen, zur Wiederwahl stellte, war sein Kontrahent Karl Heinz Schneider (SPD), der bis 1964 als Bürgermeister zweiter Mann im Rathaus gewesen war und seitdem an der Spitze der neu konstruierten stadt eigenen Versorgungs- und Verkehrsgesellschaft stand. Der Stadtrat, der am 19. Juli 1966 die Entscheidung zu treffen hatte, bereits der dritte, mit dem Schuster während seiner Amtszeit zu tun hatte, unterschied sich in der parteipolitischen Zusammensetzung deutlich von dem Gremium, das Schuster seinerzeit gewählt hatte. Von den Stadtverordneten gehörten zum Wahltermin 20 der SPD, 14 der CDU, je sechs der FDP/DPS und dem Block Saarbrücker Bürger, drei der SVP/CVP an. Mit 29 Stimmen wurde Fritz Schuster für weitere zehn Jahre wiedergewählt. 19 Stimmen entfielen auf Karl Heinz Schneider, den Kandidaten der starken SPD-Fraktion; eine Stimme wurde als ungültig befunden.

Es hing nicht nur mit der Zusammensetzung des Stadtparlaments zusammen, daß die zweite Amtsperiode Fritz Schusters als Oberbürgermeister der Stadt Saarbrücken unter ganz anderen Vorzeichen begann als die erste. Die Entwicklung schritt nicht mehr so stürmisch fort wie vordem. Auf die Phase des Aufbaues und des Aufschwungs folgte eine Zeit gewisser Beruhigung, in der sich andere Aufgaben stellten und in der auch bis dahin nicht gekannte Sorgen auf die Landeshauptstadt hereinbrachen. Vom ungeordneten Wachstum im Verdichtungsraum Saar ging ein Zwang zur Harmonisierung der Planung durch eine übergeordnete Raumordnung aus, und das Bewußtsein der Bürger für Umweltfragen wurde wach. Aber auch die Finanznöte, die wie eine Krankheit unter den deutschen Städten zu grassieren begannen, hatten vor dem Saarbrücker Rathaus nicht halt gemacht. Saarbrücken war in die roten Zahlen geraten. Das 1962 erstmals aufgetretene Haushaltsdefizit wurde ab 1966 zu einer Dauererscheinung.

Hier zeigte sich eine Folge der schon lange von Saarbrücker Kommunalpolitikern beklagten unzureichenden Finanzausstattung, die den überregionalen Aufgaben der Landeshauptstadt nicht gerecht wurde. Die Stadt Saarbrücken wandte beträchtliche Summen für Einrichtungen auf, die ihr

keine finanziellen Erträge brachten, die aber den Bürgern eines weit über die Stadtgrenzen hinaus reichenden Einzugsgebietes zugute kamen. Das galt für das Stadttheater wie für die weiterführenden Schulen, für die Krankenanstalten wie für den öffentlichen Nahverkehr oder etwa die Berufsfeuerwehr.

Unter diesem Gesichtspunkt war bereits in den früheren 1960er Jahren die Ausweitung der seit 1909 in ihren Grenzen unverändert gebliebenen Stadt ins Gespräch gekommen. Inzwischen wurden die Nachteile der räumlichen Begrenzung immer deutlicher. Die Einwohnerzahl ging langsam zurück, weil immer mehr Saarbrücker sich in Nachbargemeinden etablierten, wo sie das Bauland fanden, das sie im Stadtgebiet selbst nicht mehr bekommen konnten. Firmen realisierten ihre Neubau- und Expansionsvorhaben in Gewerbegebieten außerhalb, zum Nachteil des städtischen Gewerbesteueraufkommens.

Unter diesem Gesichtspunkt ist die Entscheidung zu verstehen, den Südraum der Stadt, der bis dahin als letzte Baulandreserve für Wohnbebauung gegolten hatte, nun für gewerbliche Ansiedlungen zu erschließen. Dazu kam es auch unter dem Eindruck der Strukturkrise in der Montanindustrie und der Rezession 1966/67: die Schaffung von Arbeitsplätzen gewann vorrangige Bedeutung. So blieb es nicht bei diesem einen Projekt; auch das Gelände der Saarwiesen oberhalb St. Arnual wurde als ähnlich interessanter Gewerbestandort erschlossen.

In der städtischen Bautätigkeit brachte diese Epoche weniger spektakuläre Vorhaben, nachdem 1967 zuerst die Kongreßhalle und später das Winterberg-Krankenhaus ihrer Bestimmung übergeben worden waren. Der Bau der Modernen Galerie wurde nicht so sehr als eine Angelegenheit der Stadt wie des Landes verstanden, die zudem großzügige Förderung von dritter Seite erfuhr. Was von der Landeshauptstadt aus geschah, war im einzelnen vielleicht unauffälliger, summierte sich jedoch in beachtlicher Weise.

Straßen wurden ausgebaut; es entstanden auch weiterhin Wohnbauten und Schulen, dazu Kindergärten und Sozialeinrichtungen, nicht zuletzt auch Sportstätten. Auch ein so nüchterner, wengleich in seiner Art hervorragender Zweckbau wie der neue Fuhrpark stärkte die städtische Baubilanz. Der Zoologische Garten, der immer etwas im Schatten anderer Planungen gestanden hatte, erfuhr jetzt ebenfalls intensive Zuwendung. Die Erschließung seines Erweiterungsgeländes und die Schaffung neuer Tieranlagen dienten dazu, den Zoo noch attraktiver zu machen.

Nicht alle Aktivitäten dieser Zeit fanden die uneingeschränkte Zustimmung der Bevölkerung. Hatte schon die Einebnung des begrünten Geländes am Südrand Saarbrückens zum Zwecke der Industrieansiedlung vor allem wegen der Eingriffe in die Landschaft Proteste hervorgerufen, so wurden auch später kritische Stimmen laut, als Millionenbeträge aus dem Stadtsäckel zum Bau der Diskonto-Passage aufgewandt wurden. Das unterirdische Bauwerk, um dessen Realisierung sich Fritz Schuster gegen viele Widerstände bemühte, war schon bald nach der Fertigstellung mit seinem großstädtischen Flair aus Saarbrücken nicht mehr wegzudenken. Zugleich wurde aber der Bau eines Großkaufhauses an dieser Stelle zur Herausforderung für die Wiederentstehung und -belebung der Altstadt um den St. Johanner

Markt, die schon Ende der 1950er Jahre eingesetzt hatte. Vor allem hatte das fünfzigjährige Großstadttjubiläum 1959 durch eine repräsentative, alle Gebiete städtischer Geschichte, kommunaler Probleme und Planungen umfassende Informationsausstellung in sämtlichen Geschossen des Saarlandmuseums erstmalig die Aufmerksamkeit wieder auf dieses bis dahin etwas vernachlässigte Gebiet gelenkt. Theater-, Konzert- und Informationsveranstaltungen im Museumshof und im Rahmen dieser „du und deine stadt“ benannten Ausstellung zogen während mehrerer Monate viele Tausende zum ersten Mal in die Saarbrücker Altstadt, eine Tatsache, die heute über den Aktivitäten der neuesten Zeit schon fast vergessen ist.

Aber zurück zum Beginn der 1970er Jahre! Zu einer grundsätzlichen Entscheidung sah sich die Landeshauptstadt dadurch veranlaßt, daß der Zuschußbedarf des Stadttheaters ihre Finanzen in wachsendem Maße belastete. Um den Fortbestand zu sichern, wurde eine gemeinsame Trägerschaft mit dem Land angestrebt. Ähnliches gab es schließlich schon beim Saarland-Museum und bei der Kongreßhalle. Für das Theater kam es zur Bildung eines Zweckverbandes, in dem seither das Saarland und die Landeshauptstadt vertreten sind und sich in die Verpflichtungen teilen. So wurde 1971 das Stadttheater Saarbrücken zum Saarländischen Staatstheater.

Vom Theater ging auch eine Initiative aus, in der sich die Rolle der Stadt Saarbrücken als die einer Stadt der Begegnung in besonderer Weise betätigte. Die Fäden zwischen Saarbrücken und Tbilissi (Tiflis) wurden zuerst von Bühne zu Bühne gesponnen. Die Anregung einer Institutionalisierung dieser freundschaftlichen Beziehungen zwischen der saarländischen Landeshauptstadt und der Metropole der Sowjetrepublik Georgien fanden beim Rat und der Verwaltung der Stadt Saarbrücken ein spontanes Echo. So kam es über eine Entfernung von gut 4 000 km zur ersten offiziellen Städtepartnerschaft zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Sowjetunion. Das war 1975, gerade um die Zeit, als das zehnjährige Bestehen und die zehnjährige Bewährung der Partnerschaft mit Nantes gefeiert wurde.

Die Landeshauptstadt Saarbrücken war inzwischen in eine neue Phase ihrer Entwicklung hineingewachsen. Durch die Gebiets- und Verwaltungsreform, die mit Beginn des Jahre 1974 in Kraft trat, wuchs die Stadt in neue Dimensionen. Ihre Fläche hatte sich ungefähr verdreifacht, ihre Einwohnerzahl fast verdoppelt. Elf Städte und Gemeinden aus dem Umkreis waren Stadtteile Saarbrückens geworden. Auch der Flughafen, für dessen Bestand, Ausbau und Verkehrsentwicklung die Landeshauptstadt immer großes Engagement gezeigt hatte, liegt seitdem auf Saarbrücker Boden. Die Zahl der städtischen Bediensteten hatte sich auf rund 5 000 erhöht. Das Stadtparlament mußte aus dem Rathaus, dessen Sitzungssaal den nunmehr 63 Stadtverordneten (nach der Kommunalwahl 1974: 30 CDU-, 27 SPD- und sechs FDP-Vertreter) keinen ausreichenden Platz mehr bot, in die Kongreßhalle übersiedeln.

Saarbrücken war größer geworden; zumindest nicht geringer geworden waren damit die Probleme, mit denen sich die Leitung der Verwaltung des auf rund 210 000 Einwohner angewachsenen Gemeinwesens konfrontiert sah. Dem in Saarbrücken vielfach beklagten Verlust der Kreisfreiheit standen neue Aufgaben für die Landeshauptstadt gegenüber. Die Position ihres Oberbürgermeisters hatte sich funktionell verstärkt. Auf ihn waren

die Zuständigkeiten des früheren Landrates als untere staatliche Verwaltungsbehörde für den ganzen Bereich des neuen Stadtverbandes übergegangen.

Unter den veränderten Voraussetzungen erforderte das oberste Amt der Stadt noch mehr Einsatz als zuvor. Fritz Schuster konnte in den letzten Jahren seines Wirkens aber nicht mehr die uneingeschränkte Leistungsfähigkeit eines gesunden Mannes in sein Amt einbringen: Zunehmend war er durch Krankheit an der Wahrnehmung seiner Dienstgeschäfte gehindert, so daß er schließlich — bestimmt nicht leichten Herzens — den Entschluß fassen mußte, sein Amt noch vor Ablauf der Zeit niederzulegen. Ende November 1975 kündigte er seinen Rücktritt zum nächstmöglichen Termin, zum 31. März 1976 an. Mit dem Ablauf dieses Tages ging für Saarbrücken eine kommunalpolitisch bewegte und entwicklungsmäßige bedeutsame Zeit zu Ende.

Die vorstehende, mehr skizzenhafte Darstellung kann nicht den Anspruch der Vollständigkeit erheben. In diesen knapp zwanzig Jahren kommunalen Geschehens unter Fritz Schuster erlebte die Stadt Saarbrücken eine Aufwärtentwicklung wie kaum zuvor in einem entsprechenden Zeitraum. Natürlich spielten dabei die besonderen Zeitverhältnisse mit und vor allem auch die Entscheidung des Stadtrates. Von fünf Stadträten unterschiedlicher parteipolitischer Zusammensetzung wurde die Amtszeit Fritz Schusters begleitet. Er selbst hat seine Rolle hauptsächlich als die eines überparteilichen Koordinators verstanden mit dem fast immer auch erreichten Ziel, im Widerstreit der Meinungen eine gemeinsame und für alle Seiten tragbare Basis zu finden.

Schuster hat auch das Oberbürgermeisteramt nicht als ein parteipolitisches Amt angesehen; er fühlte sich als Berufsoberbürgermeister. Diesen Standpunkt vertrat er auch nachdrücklich, als er Ende 1970 aus der FDP/DPS ausschied, deren politischer Weg nicht mehr mit seinen eigenen Vorstellungen übereinstimmte, und in die CDU eintrat. Für Schuster war das Amt des Oberbürgermeisters das eines Repräsentanten der ganzen Bürgerschaft. Aus dieser Sicht setzte er sich mitunter sehr beharrlich für die Interessen der Stadt und ihrer Bürger ein. Ihm selbst erschien es vor allen Dingen wesentlich, daß seine langen Bemühungen zu einer spürbaren Verbesserung des kommunalen Finanzausgleichs zugunsten der Landeshauptstadt führten und die von ihm schon frühzeitig vertretene Forderung nach einer kommunalen Strukturänderung schließlich in die Gebiets- und Verwaltungsreform einmündete.

Nun hat Fritz Schuster knapp 60jährig sein Amt in jüngere Hände gegeben. Seit dem 1. April 1976 führt Oberbürgermeister Oskar Lafontaine als sein vom Stadtrat gewählter Nachfolger die Reihe der Saarbrücker Stadtoberhäupter fort. Fritz Schusters Wirken über fast zwei Jahrzehnte ist Stadtgeschichte geworden.

Hans Weszkalnys (* 1867, † 1946)

LEBENSERINNERUNGEN EINES SAARBRÜCKER ARCHITEKTEN
— Teil V —
AUS DEN JAHREN 1918—1946

Zwischen den beiden großen Weltkriegen in Saarbrücken

Am 17. November 1918 war ich nach der so traurigen Beendigung des großen Krieges nach Hause zurückgekehrt. Am 19. November legte ich nach fast $4\frac{1}{3}$ Jahren die Uniform für immer ab und zog den Rock des friedlichen Bürgers wieder an. Eine friedliche Zeit war aber darum noch nicht angebrochen und ist es auch bis zum heutigen Tage nicht der Fall, wo wir schon wieder auf der Höhe des schon 5 Jahre tobenden zweiten Weltkrieges stehen ¹⁾).

Schwere Zeiten waren es für mich, diese fast 21 Jahre meines Lebens, von denen ich in diesem fünften Teil meiner Lebenserinnerungen ein kurzes Bild zu geben versuchen will; schwere Zeiten des Kampfes um den Wiederaufbau eines Berufes sowie auch in der Erhaltung der über den Krieg und der ihm folgenden Inflation herübergeretteten Teile meiner Vermögenssubstanz.

Auch von meiner außerberuflichen Tätigkeit nach dem ersten Weltkrieg, die mit der Rückkehr des Saargebietes zum Reich im Jahre 1935 ihren Abschluß fand, werde ich in diesem Teile einen Abriß geben, während ich meiner ungleich größeren außerberuflichen Betätigung bis zum ersten Weltkrieg im siebenten Teil meiner Lebenserinnerungen zu gedenken vorhabe.

(Anmerkungen des Bearbeiters:

Die beabsichtigte Schilderung seiner Tätigkeit ist H. W. nicht mehr in der geplanten Art gelungen. Für die Zeit vor dem I. Weltkrieg hat der Leser aber das Wesentliche bereits aus Teil I der „Lebenserinnerungen“ [Heft 34] erfahren.

Aus der Zeit nach dem I. Weltkrieg wollte H. W. insbesondere seine Arbeit im Haus- und Grundbesitzer-Verein, als Vorsitzender der Vereinigung von Haus- und Landwirtschaft, als Vorsitzender der Deutschen Wirtschaftspartei und als Saarbrücker Stadtverordneter beschreiben.)

Im Hause Talstraße Nr. 43

vom 15. Dezember 1918 bis 30. September 1928

Als ich aus dem ersten Weltkrieg zurückkehrte und wieder zu einem ruhigen Nachdenken kam, stand ich in beruflicher Beziehung vor einem großen Nichts. Die Auswirkungen des nahenden Krieges hatten es mit sich gebracht, daß auf baulichem Gebiet große Stille eingesetzt hatte, und jetzt war es die Frage, ob nach dem Kriege überhaupt auf eine Belebung der Bautätigkeit gerechnet werden konnte.

Anfang Dezember kehrte mein Bürovorsteher Rosprich vom süderbischen Kriegsschauplatz zurück, und nun konnte ich mit diesem besprechen, welche Arbeiten bei Kriegsausbruch liegengeblieben waren und wie sie

sich wieder in Gang bringen ließen. Es waren dies einige Häuserbauten in dem etwas weltabgelegenen Idar, und nachdem sich Herr Rosprich etwas ausgeruht hatte, fuhr er dorthin, um zu sehen, wie die Sachen dort standen.

Die Bauherren erwiesen sich willens, die seit Kriegsausbruch liegengelassenen Arbeiten wieder fortführen zu lassen, wenn sich auch die Preise um das Doppelte erhöht hatten. Daß wir bereits am Anfang einer Inflation standen, hatte die Allgemeinheit noch nicht erkannt.

Auch in Neunkirchen waren noch einige Arbeiten für die Schloßbrauerei weiterzuführen, so daß zu Anfang des Jahres 1919 mein Herr Rosprich und ich gerade so Beschäftigung hatten. Aber schon nach ein paar Monaten erwachte die Baulust wieder. Ich konnte einen jungen Architekten engagieren und einen Lehrling einstellen, was doch wenigstens den Anfang eines Bürobetriebes bedeutete.

Sogar ein sehr interessantes Projekt stellte sich für meine persönliche Betätigung ein. Der Besitzer der Schloßbrauerei Neunkirchen, Dr. Schmidt, der im Kriege sich als erfolgreicher Flieger den Orden „Pour le mérite“ erworben hatte, kaufte am Zellersee ein großes Gelände und beabsichtigte, darauf ein Anwesen mit schloßartigem Herrenhaus, Pferde und Viehstallungen und ein Verwalterhaus zu errichten. Das war wieder einmal ein Auftrag nach meinem Geschmack, der meiner Depression über den schlimmen Kriegsausgang wieder einigen Auftrieb verlieh. Mit frischem Mut machte ich mich ans Werk und arbeitete den schönen Plan bis in seine Einzelheiten durch. Als dann zu seiner Ausführung geschritten werden sollte, wurde diese wegen der unsicheren Preislage auf dem Baumarkt noch aufgeschoben. Die folgenden Inflationsjahre machten die Verwirklichung des Planes dann unmöglich.

Es gab aber noch immer unternehmende Leute. So brachte mir das Jahr 1919 noch neben dem Bau eines mittelgroßen Lichtspielhauses in Neunkirchen eine ganze Reihe kleinerer Bauten, die bis in das Jahr 1920 herübergingen. Daneben war ich fast dauernd mit Umbauarbeiten an meinem „Sonnenhof“²⁾ beschäftigt; auch ein Plan des Direktors der Cäcilienchule³⁾, den Petersbergerhof zu einem Töchterheim auszubauen, erregte mein großes Interesse.

Im Jahre 1921 kam der private Mietshausbau gänzlich zum Erliegen. Das war nicht nur eine Folge der schwierigen und ganz unübersichtlich gewordenen Geldverhältnisse, sondern auch der Einführung der Wohnungszwangsbewirtschaftung, dieser unseligen Einrichtung aus der Zeit der Herrschaft der Sozialdemokratie, deren Fesseln wir uns bis heute noch nicht entledigen konnten. Ehe dieses nicht gelingt, wird es unmöglich sein, die Wohnungswirtschaft wieder auf gesunde Füße zu stellen.

Trotz der schwierigsten Verhältnisse ging das wirtschaftliche Leben aber weiter, und so war es namentlich die Industrie, die Produktionsräume brauchte, deren Beschaffung nur durch Neubau möglich war. Der gewaltige Aufschwung im Kraftfahrverkehr machte weiter den Bau großer Garagen-Anlagen erforderlich. So brachte mir das Jahr 1921 auch mehrere Aufträge auf diesem Gebiet. So hatte ich für die Rheinische Armaturenfabrik den Bau zweier großer Hallen in Eisenbetonbau, ein größeres Gebäude für

Wohlfahrtseinrichtungen und einen erheblichen Erweiterungsbau des Bürohauses auszuführen, ferner den Bau einer großen Fabrikationshalle mit zahlreichen Nebenanlagen für die Lautzkircher Farbwerke.

Auf dem Gebiet des Garagenbaues fiel mir der Bau der „Saargarage“ in der Großherzog-Friedrich-Straße und eine weniger umfangreiche gleiche Anlage in der Nauwieserstraße zu.

Wieder griffen diese Großbauten auch in das Jahr 1922 hinüber, in dem ich noch den Auftrag für den Bau einer großen Likörfabrik für die Pitonwerke in Saarbrücken und einer ganzen Anzahl von Gebäuden und Wirtschaftsumbauten für die Schloßbrauerei Neunkirchen erhielt.

Saarbrücken im Dritten Reich

Saarbrücken wurde erst zwei Jahre später als das übrige deutsche Reich der Segnungen des Hitlerreiches teilhaftig. Während der Jahre 1933 und 1934 stand das Saarland als Abstimmungsgebiet noch unter der Hoheit des Völkerbundes. Doch Hitlers düsterer Schatten fiel schon öfters auf es herüber. Es dauerte gar nicht lange, da trat eine allgemeine Verknappung aller Dinge ein, besonders der Lebens- und Genußmittel, infolge der Verlegung der französischen Zollgrenze. Die Stadt hatte erhebliche Schwierigkeiten mit der Milchversorgung, und bis aus dem Württembergischen mußte die Milch hergeholt werden. Das war die eine Seite. Die andere war der allmähliche Verlust jeder bürgerlichen Freiheit. Die meisten Vereine, auch die allerharmlosesten, wurden aufgelöst, und wo noch der eine oder andere davon verschont wurde, da wurde an seine Spitze statt des freigewählten Führers ein von Amts wegen eingesetzter „Führer“ gesetzt; ob er dazu geeignet war, das kümmerte wenig.

Ganz schlimm erging es den Logen. Sie hatten sich, ihrer Berliner Führung beraubt, schon vor 1935 freiwillig aufgelöst. Die Logenhäuser, soweit sie schuldenfrei waren, wurden ohne weiteres ohne jede Entschädigung enteignet und anderen Zwecken zugeführt. Das teilweise recht kostbare Inventar einfach geraubt, ihre früheren Mitglieder gleich hinter die gänzlich verfehmten Juden rangiert.

Das Zivil-Casino hielt dem sich immer wiederholenden Ansturm dank dem Einfluß seines Vorsitzenden, Commerzienrat Hermann Röchling, zunächst noch stand. Sein Mitgliederbestand hatte sich nach dem Weltkrieg schon stark gelichtet, und als nun 1935 auch alle Beamten austreten mußten, verkaufte das Casino den Hauptteil seiner Weinbestände an das Marine-Casino in Wilhelmshaven, verteilte den Rest an seine Mitglieder und strich dann die fast 150 Jahre alte Flagge. Das außerordentlich wertvolle Gebäude wurde kurzerhand von Gauleiter Bürkel in ein „Haus der Technik Westmark“ umgewandelt ⁴⁾.

Verheerend wirkte sich bereits im Jahre 1936 der wahnsinnige Rüstungsbetrieb Hitlers auf das Baugewerbe aus. Die wichtigsten Baumaterialien, in erster Linie das Eisen, wurden kontigentiert; nur noch 1 000 kg Eisen durften für einen Privatbau verwandt werden. Das hatte die Rückkehr zu alten, aber erheblich teureren Mauerkonstruktionen zur Folge. Ein privates Bauvorhaben durfte ferner nicht mehr als 25 000,— RM Selbstkosten verursachen. Der Mangel an Bauholz führte zum Verbrauch alten Abbruchholzes, was dem Gebäudebestand natürlich wenig zuträglich war.

Architekten und Bauunternehmer wurden schließlich mit einer Menge unnützer Arbeit belastet durch die Aufstellung umfangreicher Materialberechnungen und Nachweisung der zur Aufwendung gelangenden Arbeitsstunden aller an einem Bau beteiligten Handwerker.

Als dann 1938 die Arbeiten an dem Westwall begannen, kam die private Bautätigkeit fast ganz zum Erliegen.

Das Heer der Beamten schwoll unterdessen unaufhörlich an. Hinzu kamen noch die reinen Parteibehörden aller Instanzen. Alles dieses hatte ein ins Ungeheuerliche wachsendes Raumbedürfnis für Amtsräume im Gefolge. Das verursachte wiederum die Beschlagnahme aller irgendwie verfügbaren öffentlichen und privaten Gebäude und schließlich auch von Hotels. Dadurch wuchs die ohnehin schon bestehende Wohnungsnot und die Reisenden, die in Saarbrücker Hotels nicht mehr übernachten konnten, mußten versuchen, ein Unterkommen in den umliegenden Orten zu finden. Die ersten Einwirkungen auf die Stadtverwaltung sind der Allgemeinheit nicht bekannt geworden.

Eine der ersten öffentlichen Handlungen war die, in der Gauleiter Bürkel einen Herrn Dürrfeld in einer öffentlichen Stadtverordnetensitzung als sogenannten zweiten Bürgermeister einführte. Irgendeine Notwendigkeit dafür lag nicht vor, es sollte vielmehr dem amtierenden Oberbürgermeister Dr. Neikes ein nationalsozialistischer Aufpasser zur Seite gestellt werden. Es war die letzte Sitzung der größtenteils bereits fünfzehn Jahre amtierenden Stadtverordneten, zugleich die Sitzung der zu-Grabe-Tragung der kommunalen Selbstverwaltung von Saarbrücken. Es nahmen an ihr nur die im „deutschen Block“ zusammengeschlossenen Parteien teil, während die sozialdemokratische und kommunistische Stadtverordnetenfraktion ihr ferngeblieben waren. Die Stadtverordnetenversammlung wurde alsdann stillschweigend aufgelöst und ihre Mitglieder erhielten lediglich dadurch Kenntnis der Entbindung von ihrem Amt, daß am nächsten Monatersten der Fahrausweis für die Benutzung der Straßenbahn ausblieb. Auch die Tage des sehr tüchtigen Oberbürgermeisters waren gezählt. Kaum vier Wochen nach Einführung des Herrn Dürrfeld wurde er „fristlos entlassen“, und es trat an seine Stelle besagter Herr Dürrfeld, Günstling des Gauleiters und früherer Schüler der Bergschule. Der erste Beigeordnete Dr. Werle teilte bald darauf das Schicksal von Dr. Neikes.

Inzwischen war die „Berufung“ der neuen Stadtverordneten in stark verminderter Zahl erfolgt. Mit Ausnahme von zwei „Konzessionsschulzen“, die man der Zentrumsparterie zugebilligt hat, alles Parteigenossen. Irgendwelche Beschlüsse zu fassen, hatten diese Marionetten-Stadtverordneten nicht, sondern nur Ja zu sagen zu den Anordnungen des nun allmächtigen, nur dem Gauleiter verantwortlichen Oberbürgermeisters.

Dürrfeld ließ vom Hochbauamt eine stattliche Gaststätte an einem der schönsten Aussichtspunkte planen, dicht seitlich unter dem Wahrzeichen Saarbrückens, dem Winterbergdenkmal. Mit den Vorbereitungen zur Planung des Bauplatzes wurde schleunigst begonnen, und die Zufahrtsstraße war bereits zum Bau abgesteckt, da nahm die Tätigkeit des neuen Bürgermeisters ein unerwartet rasches tragikomisches Ende.

Mit seiner Absicht, sich durch diese schöne Tat in Saarbrücken ein Denkmal zu setzen, war es nun nichts geworden, und wenige Jahre später

wehten die Winde nicht nur über das Häuflein für den beabsichtigten Gaststättenbau bereits angefahrner Bruchsteine, sondern auch über die Trümmer des durch eine voreilige Tat zerstörten Winterbergdenkmals, das seit langem ein Wahrzeichen Saarbrückens geworden war.

Dürrfeld wurde eines Tages bei einem Besuch des Offizierscasinos wegen ungebührlichen Benehmens etwas unsanft an die Luft gesetzt und verschwand dann sang- und klanglos vom Schauplatze.

Herr Bürkel setzte den SA-Brigadeführer Schwitzgebel, seines Zeichens früherer Studienrat, zum zweiten Bürgermeister der Hitler-Ära in Saarbrücken ein. In seine auch nur kurz bemessene Amtszeit fiel der Bau des von Hitler der Stadt „geschenkten“ Gauthaters.

Er hatte dieses Geschenk der Stadt bei seiner ersten Anwesenheit in Saarbrücken, bald nach der Rückkehr des Saargebietes in das Reich, in Aussicht gestellt, und er beauftragte dann auch sofort den Berliner Architekten Professor Burgard ^{4a)} mit der Aufstellung eines Entwurfes. Wie bei allem, war bei Hitler Schnelligkeit die Hauptsache, war es doch sein Ehrgeiz, möglichst viele große Baudenkmale dem erträumten tausendjährigen Reich zu hinterlassen. Aber im vorliegenden Falle machte die Auswahl einer passenden Baustelle große Schwierigkeiten, wodurch einige Verzögerung eintrat.

Bereits mehrere Jahre vor dem Weltkriege war die Frage der Wahl eines Theaterbauplatzes in Saarbrücken akut geworden. An verschiedenen Vorschlägen hierfür, so z. B. auf dem Beethovenplatz, dem von-Stumm'schen Garten am Ludwigsplatz und auf der Hafensinsel konnten den Beifall der maßgebenden Stellen nicht finden. Dann machte diesen Plänen der erste Weltkrieg ein Ende. So blieb dann die Großstadt durch die Verkettung vieler widriger Umstände lange Jahre hindurch ohne ein eigentliches Theater.

Bereits im Jahre 1913 hatte die Stadt nun ein großes Gelände mit teilweise aufstehenden Gebäuden auf Veranlassung der Polizeidirektion erworben, das später zur Errichtung eines Dienstgebäudes für diese Behörde dienen sollte; auch durch diese Baupläne machte der Krieg einen Strich, und so war das an der Schillerstraße liegende, sich um die Kablé-Schule herum bis zur alten Brücke erstreckende Gelände in der Hand der Stadt, und es wurde nun als Bauplatz für das Gauthater vorgeschlagen und angenommen. Bald begann es sich zu erweisen, daß das Hitler-Geschenk für die Stadt ein wahres Danaer-Geschenk werden sollte: Die reinen Baukosten für den Neubau als solchen waren dem Architekten wohl zur Verfügung gestellt worden, nicht aber auch solche für die Ausgestaltung der näheren Umgebung des Theaters und seiner übernormalen Fundierung, ganz zu schweigen von den hohen, für den Ankauf des Geländes und der niederzulegenden Gebäude früher aufgewendeten sehr beträchtlichen Summen. Es ist bisher nicht bekannt geworden, es wäre aber interessant, das zu ermitteln, wie hoch der Betrag für alle Nebenkosten, die dem Stadtsäckel erwachsen sind, sich belaufen hat; er dürfte aber wohl in die Millionen gegangen sein. Nun sind aber bei einem großen Theaterbau die Ausgaben mit den einmaligen Baukosten nicht erschöpft. Einen besonders wichtigen dauernden Passiv-Posten im städtischen Etat bedeuten die für die Besoldung des außerordentlich großen Personals und die laufende bauliche

Unterhaltung der ganzen sehr komplizierten Apparatur nötigen Gelder⁵⁾. Nachdem die wichtige Vorfrage des Bauplatzes geklärt war, mußte der Architekt seinen wahrscheinlich vorher schon halbfertigen Entwurf so beschleunigen, daß möglichst bald das fertige Gipsmodell im Modellsaal der Reichskanzlei aufgestellt werden konnte. Dieses wurde alsdann auch in Saarbrücken zur Schau gestellt und von dem allein damals maßgebenden Parteipublikum gebührend angestaunt und gelobt. Auf den ersten Blick sah die ganze Sache auch ganz großartig und glatt aus, sie gab aber doch bereits in diesem Stadium zu mancher geheimen Kritik Veranlassung. In bekannter Eile wurde mit dem Bau begonnen, aber bald wurde es jetzt offenbar, daß der Bauplatz schon insofern nicht geeignet war, als die an dieser Stelle außerordentlich tiefe Fundierung erheblichen Zeitverlust aber, was schlimmer war, der Stadt gewaltige Kosten verursachte. Um den Zeitverlust etwas wieder einzuholen, wurde nun auch in Nachtschichten gearbeitet, was bekanntlich auch recht teuer ist. Trotz allem wurde der große Bau in so schneller Zeit vorangetrieben, daß seine feierliche Einweihung in Anwesenheit Hitlers schon im Frühjahr 1938 vollzogen werden konnte. Saarbrücken hatte jetzt sein lange ersehntes „großes“ Theater.

Wie dieses aussah, soll später zünftiger Kunstkritik überlassen bleiben. Für den einfachen Bürger stellte es sich aber im großen und ganzen genommen so dar, wie ein halber, an ein großes Verwaltungsgebäude angebauter Zirkus. Fremdartig mutete der Kuppelbau über diesem an, der nicht einmal voll zur Geltung kommt, weil er von dem Dach des hohen Bühnenbaues noch überragt wird. Einen eigenartigen Anblick bietet der obere Teil der Kuppel, der mit der kleinen, sie bekrönenden Figur im für Lüftungszwecke aufgedrehten Zustande aussieht wie eine große, in der Luft schwebende Käseglocke. Kaum war der Einweihungsakt vorbei, da sah man an der Rückfront des Bühnenbaues merkwürdige Aufbauten aus dem Dache hervorstechen, die dann durch Verkleidung mit Schiefer notdürftig der übrigen Dachfläche angepaßt wurden, aber ihr unruhiger, die Dachfläche zerreißen Eindruck war nicht zu vertuschen. Diese nachträglichen Dachaufbauten dürften wohl dadurch ihren Grund gehabt haben, daß der Architekt mit seinem Entwurf eher fertig war als der Bühneningenieur, so daß einige Aufzugskonstruktionen der Bühne nicht rechtzeitig beim Gesamtentwurf berücksichtigt werden konnten, die schleunige Fertigstellung des Baues aber nicht hindern durften. Einen recht eigentümlichen Anblick bot nun freilich die Hinterfront des stolzen Theaterbaues. Aber was tat's, irgendeine Kritik durfte natürlich nicht laut werden. Ein Mutiger versuchte solche aber doch leichtsinnigerweise in Gegenwart einiger Zuhörer. Schon hatte aber die hellhörige Gestapo den Architektenohn am Kragen und schüttelte ihn gehörig; das Ausplaudern des im Familienkreise wohl von seinem Vater Gehörten wäre dem Unglücklichen bald teuer zu stehen gekommen.

Ungefähr mit der Beendigung des Saarbrücker Theaterbaues fiel der Beginn der Arbeiten am Westwall in der Umgebung Saarbrückens zusammen, und da war es wohl selbstverständlich, daß Hitler sich etwas von seinem großen Friedenswerk ansehen wollte. Das zeitigte aber für die arme Stadt Saarbrücken eine sehr verhängnisvolle Wirkung. Hitler bestimmte, daß die Stadt mit in den Westwall eingeschlossen werden sollte, wodurch sie zur Festung erklärt wurde. Mühsam mußten sich die

Bunkerbauten, die in dichter Folge den Stadtrand umsäumten, zwischen diesen und die Landesgrenze pressen lassen, in jedem Stadium ihres Baues von dem zukünftigen Gegner verfolgt und eingesehen. Eine moderne Sicherung der Stadt durch Außenforts ließ sich aber wegen ihrer Grenznähe nicht ermöglichen.

Nicht nur am „vermutlichen Stadtrande“ entlang zogen sich die Bunkerbauten und die Höckerlinie dahin, sondern die ersteren entstanden auch mitten im geplanten Bebauungsgebiet, ja sogar in teilweise bereits bebautem Stadtgebiet, blühende Gärten vernichtend und fruchtbare Ackerflächen mit Sand überschüttend.

Der ganze für die nächsten etwa fünfzig Jahre berechnete Stadtbebauungsplan wurde einfach über den Haufen geworfen und größtenteils undurchführbar gemacht, weil die höher gelegenen Bunker überall freies Schußfeld behalten sollten und so in ihrem Wirkungsbereich jede Bebauung unmöglich machten.

Die in früheren Zeiten so sorgfältig beachteten Vorschriften über die Verunstaltung des Stadt- und Landschaftsbildes wurden jetzt in den Papierkorb geworfen und unser schönes südwestliches Stadtgebiet gründlich verschandelt.

Schwer und düster warf ein nahender Krieg seine Schatten über die Grenzstadt Saarbrücken, indem seine Vorboten nun täglich vor aller Augen traten. Doch an diesen blieb es nicht allein. Hatte schon die Schließung des freien Grenzverkehrs nach Elsaß-Lothringen eine merklige Verschlechterung unserer Ernährungslage gebracht, so folgten bald weitere Mangelerscheinungen durch die Aufspeicherung gewisser Nahrungsmittel in den für einen Kriegsfall bestimmten Magazinen.

Unter diesen schlimmen Anzeichen war der Herbst des Jahres 1938 herangekommen, nachdem inzwischen der gewaltsame „Anschluß“ Österreichs, des Sudeten- und Memellandes vollzogen und das neuerstandene „Großdeutschland“ verkündet worden war. Immer drohender trat die Gefahr eines nahenden Krieges hervor, noch einmal allerdings scheinbar gebannt durch die Tage der Zusammenkunft des englischen Premierministers Chamberlain und Hitlers in Godesberg/Rhein. Das drohende Gewitter ging noch einmal vorüber; es folgte die Zusammenkunft Chamberlains, Daladiers und Hitlers in München, und anscheinend war der Friede nun noch einmal gerettet, und wir konnten in Saarbrücken weiter unserer Arbeit nachgehen. Doch nicht lange dauerte diese scheinbare politische Ruhe.

Hitler ließ den Krieg mit Polen, diesem unserem natürlichen Bollwerk gegen Rußland, buchstäblich vom Zaun brechen und nun ging das Verderben weiter seinen uns noch genugsam im Gedächtnis haftenden blutigen Gang.

Es kam zunächst die erste Evakuierung Saarbrückens. Nach elf Monaten kehrten wir aus ihr zurück, fanden unsere Häuser wohl noch vor, aber wie sah es in den meisten unserer Wohnungen aus? Fast alles, was wir hatten zurücklassen müssen, war entweder geraubt oder durchwühlt. Hitlers Stern hatte aber inzwischen seinen höchsten Stand erreicht. Abgesehen von dem großen Landgewinn im Osten war das für Saarbrücken

so wichtige Gebiet von Elsaß-Lothringen dem Reich wieder angegliedert worden. Insbesondere fanden wir bei unserer Rückkehr Lothringen mit der Saarpfalz zu der neuen Westmark vereinigt vor und unsere Stadt als ihre Gauhauptstadt wieder. Und wahrlich herrlichen Zeiten sollte sie entgegengehen! In den letzten Monaten des Jahres 1940 begann dann ein wildes Planen und die Gerüchte überschlugen sich über die Prachtgebäude, mit denen das inzwischen zur „Aufbaustadt des Führers“ erklärte Saarbrücken beglückt werden sollte; es waren deren ungefähr fünfzehn. An erster Stelle wurde ein großangelegtes „Partei-Forum“ genannt, dann kamen in bunter Folge die Universität, die Technische Hochschule, die Kunst-Akademie, die Lehrerbildungsanstalt, das Generalkommando und so fort. Und alle diese phantasievollen, im Hitlerstile gedachten Prunkbauten bedurften doch mehrerer „Prunkstraßen“, an die man sie in würdiger Weise stellen konnte. Das arme Saarbrücken entbehrte solcher leider gänzlich. Doch die Städtebauer wußten auch dafür schnell Rat, wofür hatte man sie sonst, und wie herrlich und unbeschwert ließ es sich im gelobten Hitlerlande projektieren, in dem es keine Kostenvorschläge und keine Oberrechnungshöfe gab und in dem man seiner Phantasie alle Zügel schießen lassen durfte. Das fand nun auch in unserem Falle reichlich statt. Flugs löste man auf dem Papier die Sache einfach so: Die Saar wurde vom Kohlenhafen ab bis St. Arnual gerade gelegt und dann beiderseitig die benötigten Prunkstraßen gewonnen.

Die verschiedenen Brückenbauten störten diesen Plan wenig. Sie wurden einfach abgerissen und an anderer Stelle wieder aufgebaut. Nur über die Lage des Partei-Forums war man sich noch nicht einig. Nach einem Vorschlag sollte es auf der Höhe des Winterbergplateau's errichtet werden, man sprach aber auch davon, den neuen Großschlachthof abzureißen und so einen passenden Bauplatz zu gewinnen.

Mitten in alle diese schönen Luftschlösser kam Hitlers Überfall auf Rußland im Juni 1941. Als dritter Streich folgte diesem dann im Winter die Entlassung des Generals von Brauchitsch und als Krönung die Übernahme der gesamten Obersten Heeresleitung. Die Folgen blieben nicht aus, und alles, was bisher gewonnen war, ging rasch wieder verloren. Die Bombardierung der deutschen Städte hatte begonnen. In der Nacht vom 29. auf den 30. Juli 1942 erlebte auch Saarbrücken seinen ersten größeren Angriff, der große Teile der Bahnhofstraße, die übrigens bald nach der Rückgliederung des Saargebietes in „Adolf-Hitler-Straße“ umgetauft worden war, in Trümmer legte.

Die Fliegerangriffe im Jahre 1942 und ihre Einwirkung auf das Leben in Saarbrücken in der darauffolgenden Zeit

Saarbrücken war schon seit langem ein außerordentlich wichtiger Eisenbahnknotenpunkt, und diese günstige Verkehrslage brachte es in diesem Kriege in für uns recht unliebsamer Weise mit sich, daß auch die feindlichen Flieger bei ihren Angriffen auf Süddeutschland und das Rhein-Main-Gebiet ihren Weg auch über unsere Stadt wählten. Bis zum Juli 1942 war Saarbrücken selbst aber von einem Angriff verschont geblieben. Dieser Umstand hatte uns in Sicherheit gewiegt und bei Fliegeralarm wurde nur wenig Notiz davon genommen. Nicht so die Behörden, die in

Voraussicht kommender Dinge umfassende Vorsichtsmaßnahmen getroffen hatten.

In der Zeit der Evakuierung Saarbrückens waren von Pionieren unter Heranziehung von Unternehmern umfangreiche Militärunterstände entlang der Saargemünder- und der Talstraße in die Bergwände hineingebaut worden; auch in der Winterbergstraße war eine derartige Anlage eingebaut worden, die ca. 4 000 Personen Schutz bieten konnte. Unserem Hause gegenüber waren im „Korn'schen Berg“ Unterkunftsräume für ein ganzes Infanterie-Regiment angelegt. So hatte die Bevölkerung Saarbrückens bei Fliegerangriffen in dieser Stadtgegend vorzügliche Unterkunstmöglichkeiten, was besonders günstig war, weil es um die Luftschutzkeller nur sehr schlecht bestellt war. In den Außenbezirken der Stadt wurden der Bevölkerung die Bunker des Westwalles als Schutzräume zur Verfügung gestellt.

In der Richard-Wagner-Straße und gegenüber der Cäcilienchule waren große, von der Stadt errichtete Hochbunker nahezu fertig.

Am 21. Juli waren wir von unserer Brunnenkur in Bad Wiessee zurückgekehrt, bis wohin sich noch keine feindlichen Flieger verirrt hatten. Da gab es um 2.00 Uhr früh am 30. Juli plötzlich Fliegeralarm. Wir hörten ihn wohl, blieben aber wie bisher ruhig in unseren Betten. Von ferne hörten wir das Brummen der Motoren und da fielen auch schon die ersten Bomben, und zwar auf den Weinbergweg. Nun wir aber aus den Betten und schleunigst in die Kleider. Da krachten schon wieder Bomben, scheinbar in unserer Nähe. Kaum waren wir so weit, uns in die Bunker zu begeben, da wurden wir auch schon von dem Luftdruck einer neuen Detonation gegen die Flurwand geschleudert. Die Fensterscheiben barsten und klirrten, das ganze Haus zitterte. Wir hasteten über die Straße zu dem unserem Hause glücklicherweise gerade gegenüber liegenden Bunkereingang und waren nun in Sicherheit. In welcher Gefahr wir uns befunden hatten, dessen wurden wir erst nach unserer Rückkehr ins Haus inne. In den Bunkergängen herrschte ein angstvolles Gedränge, aber endlich konnten wir in einem der sich weit parallel mit der Feldmannstraße bis zur Petersbergstraße hinziehenden Räume ein Plätzchen finden wo wir uns von unserem Schrecken erholen konnten.

Friedel und die Kinder ⁶⁾ hatten wir schon bei unserer Wanderung durch die lange Reihe der Bänke wohlbehalten angetroffen. Sie hatten sich schon vor uns in Sicherheit gebracht. Aber was ist aus Lucie ⁷⁾ und ihrem kleinen Jungchen geworden, das war die Frage, die sich uns nun aufdrängte. Mutti hatte bis jetzt alles, was auf uns eingedrungen war, mit bewunderungswürdiger Ruhe aufgenommen, aber jetzt trieb es sie, in den weiten Bunkerräumen nach Lucie zu suchen. Nach langem Suchen fand sie Lucie mit ihrem kleinen, erst 6 Wochen alten Stefan, in einem der vorderen Bunkerräume. Lucie wäre es beinahe übel ergangen. Sie hatte mit den anderen Hausbewohnern in ihrem Luftschutzkeller Schutz gesucht. Da traf eine Bombe ihr Haus ⁸⁾ an der Hinterfront des Treppenhauses neben ihrer Küche. Im Luftschutzkeller machte sich plötzlich starker Gasgeruch bemerkbar, so daß alle Insassen ihn schleunigst verlassen und in öffentlichen Schutzraum Unterkunft suchen mußten.

Zwei lange bange Stunden mußten wir im Bunker verbringen, während deren das dumpfe Dröhnen der Detonationen zu uns drang, bis uns das Entwarnungssignal ihn zu verlassen gestattete. Als wir ins Freie kamen, galt der erste Blick unserem Hause ⁹⁾. Gott sei Dank! Es stand noch, aber das Dach des Nachbarhauses stand in Flammen, und der Himmel war rot von der Glut der vielen Brände in der Stadt. Als wir zu unserem demolierten Treppenhausfenster hinaussahen, stand das große Regierungsgebäude, ganz in unserer Nähe, in einem Flammenmeer. Der Brand im Nachbarhause war bald gelöscht, so daß für unser Haus keine Gefahr mehr bestand. Doch, wie sah es bei uns im Inneren des Hauses aus! Das Treppenhaus mit seinen massigen Mauern war bis auf die zertrümmerten Fenster unversehrt. Aber die Korridor tür unserer Wohnung klappte weit auf, und über die Trümmer der eingestürzten Küchenwand mußten wir uns mühsam unseren Weg bahnen. In der Küche waren alle Fensterscheiben zerbrochen und die Stücke der Cementdielenwand nach dem Badezimmer bedeckten den Boden. Alle Regale mit den darauf stehenden Kochtöpfen waren von den Wänden gerissen, aber die an der Treppenhauswand stehenden beiden Küchenschränke waren mit ihrem ganzen Inhalt von Porzellan unverletzt geblieben. Das Badezimmer sah mit dem von der Wand gerissenen Badofen wild aus. Die Gasleitungen aber waren dicht geblieben. Nun strebten wir dem Schlafzimmer zu in der Besorgnis, dort ähnliche Verwüstungen zu finden. Aber wie froh waren wir, daß nur die Fensterscheiben verborsten und sogar die herabgelassenen Rolläden unbeschädigt waren. Alle nach der Straße zu liegenden drei Zimmer waren vollständig unversehrt.

Hakos Wohnung war dagegen ganz unbewohnbar geworden, und bald traf dann auch Lucie mit dem kleinen Stefan ein, um in Hansels Zimmer, das gleichzeitig uns als Fremdenzimmer diente, Unterkunft zu finden. Lucies Vater ¹⁰⁾ rief beim Garnisonskommando am nächsten Morgen gleich Hako in seiner Kaserne in Worms an. Es wurde ihm aber nur gestattet, weil Hakos Anwesenheit wegen seiner zerstörten Wohnung notwendig war. An Hansel schrieb ich sofort morgens. Am Abend traf Hako schon hier ein und wohnte bei uns. Wohl war er traurig, daß ihm sein schönes, neues, mit so großer Liebe eingerichtetes Heim, so grausam zerstört war, andererseits aber überglücklich, alle Seinen gesund wiederzusehen. Als ich am Morgen nach dem Fliegerangriff aus unserem Schlafzimmerfenster sah, erblickte ich meine Bürogebäude in einem sehr traurigen Zustand. Eine Sprengbombe war gerade auf die Hofgrenzmauer ganz in der Nähe der rechten Ecke des Gebäudes gefallen. Die freie Giebelwand war bis ins Erdgeschoß hin abgerissen und hing stark nach dem Garten des Nachbargrundstückes über. Alle Fenster samt den Rolläden waren zertrümmert und in meinem Privatzimmer alle Aktenschränke umgeworfen und demoliert. Ein Glück war es, daß kein Feuer entstand; sonst wäre mein ganzes Archiv mit vielen unersetzlichen Zeichnungen und mein ganzes Aktenmaterial verloren gewesen ¹¹⁾.

Ich informierte die infragekommenden städtischen Stellen von dem sehr gefährdeten Zustande des Gebäudes, das kaum stehen geblieben wäre, wenn es nicht so feste massive Decken besessen hätte.

Am zweiten Tage nach dem Fliegerüberfall, es war ein Sonntag, und wir lagen noch im Bett, klingelte es heftig. Mutti zog sich rasch den Morgen-

rock über und öffnete die Flurtür. Eine Weile hörte ich sprechen, konnte jedoch nichts verstehen. Da kam plötzlich vor Mutti Hansel ins Schlafzimmer und warf sich schluchzend über mich. Er war furchtbar aufgeregt. Aus Urlaub zurückkommende Kameraden hatten ihm erzählt, daß ganz Saarbrücken vernichtet worden sei. Er hatte versucht, uns anzurufen, bekam aber keine Verbindung hierher, und nun bat er seinen Kompaniechef um einen kurzen Urlaub, um selbst nach uns zu sehen. Als er nun über die zerstörte Bahnhofstraße und über die alte Brücke kam und dann das ganz in unserer Nähe stehende, arg mitgenommene Regierungsgebäude sah, hatte ihn furchtbare Angst gepackt, daß er uns vielleicht nicht mehr lebend antreffen könne. Und nun war der gute Junge da, und wir konnten ihn beruhigen und alles erklären. Es gelang ihm dann, auf dem Garnisonkommando an seinen Kompaniechef zu telefonieren, der ihm weitere 10 Tage Urlaub nachbewilligte.

Hako begab sich mit seinem Schwager Karl Hillenbrand sofort ans Bergen seiner Möbel; auch Hansel beteiligte sich später wacker an dieser Arbeit. Die Sachen in dem im Dachgeschoß gelegenen Fremdenzimmer waren größtenteils vernichtet, die Möbel der Wohnung aber konnten geborgen werden. Mangels aller Hilfskräfte war das natürlich eine furchtbare Arbeit.

Auch das neue Gautheater wurde mehrmals getroffen. Schon am 30. August erfolgte der zweite Angriff, und nach einer gewissen Ruhepause steigerten sich die Angriffe von Jahr zu Jahr, bis sie im Jahre 1944 ihre Höhe erreichten und unser armes Saarbrücken schließlich zu 90 % vernichtet war. Zu wundern brauchten wir uns ja kaum über dieses Unglück von Saarbrücken, das dank der Fürsorge des „Führers“ außer zu seiner „Aufbaustadt“ zur Festungsstadt geworden war.

Der als unüberwindlich ausgebaute Atlantikwall hatte kläglich versagt und die Landung der Amerikaner und Engländer nicht aufhalten können. Dem sonst sicher tüchtigen Ingenieur Dr. Todt kann es ja keinen Augenblick zweifelhaft gewesen sein, daß der Wirkung der langrohrigen flachbahnigen schweren Schiffsgeschütze seine noch so starken Eisenbetonbauwerke nicht lange standhalten konnten; ob er es aber wohl gewagt hat, seinen Herrn und Meister, der ja ohnehin alles besser wußte, darüber aufzuklären?

Das gleiche Schicksal erlitt natürlich auch der nicht minder von Goebbels und seinen Trabanten gepriesene Westwall, der zunächst in seinen nördlichen Teilen durchbrochen wurde. Als dann Anfang Dezember 1944 die Amerikaner sich in bedrohlicher Weise Saarbrücken näherten, wurde dieses von einem Teil seiner ausgebombten und obdachlosen Bewohner bereits verlassen, zum zweiten Male in diesem unseligen Krieg evakuiert. Denen, die die dieser zweiten Evakuierung vorhergehenden Monate miterlebt haben, werden sie mit allen ihren Höllenschrecken zeitlebens im Gedächtnis bleiben. Bände könnte man füllen mit den furchtbaren Erlebnissen der Mehrzahl unserer Mitbürger, doch es ist unmöglich, auch nur einen winzigen Bruchteil der ausgestandenen Ängste, Qualen und Sorgen in diesem Rahmen streifen zu wollen. Nun folgten diesen Leiden die nicht minder schrecklichen der zweiten Evakuierung, gegen die die erste vom Jahre 1939 ein wahres Kinderspiel war.

*Unsere letzten Tage in Saarbrücken vom 1. — 16. November 1944
und die Reise nach Rosenthal am 17/18. November 1944*

Als am 1. November die Rolläden unseres Schlafzimmers in die Höhe gezogen wurden, hüllte dichter Nebel die uns gegenüber liegende Landschaft ein. Ein Nebel, der dem beginnenden „Nebelmond“ alle Ehre machte und der uns die Hoffnung gab, einige Morgenstunden vor Fliegern ungestört zu bleiben. Wir planten früh aufzustehen, um noch in aller Ruhe das Frühstück einzunehmen, was uns in der letzten Zeit trotzdem oft nicht gelungen war.

Heute hatte der Nebel uns die willkommene Morgenruhe wirklich gebracht, ja, mir blieb noch Zeit, ein Stündchen am Schreibtisch zu sitzen und die Bilanz der Alarme im Oktober zu ziehen; sie ergab die stattliche Zahl von 165 Vor- und Hauptalarmen.

Bald nach 10.00 Uhr begann dann doch wieder die übliche Reihe von Alarmen. In den nächsten Tagen hielten die dichten Nebel an und verschafften uns Gelegenheit, nach langer Zeit wieder in Ruhe zu Mittag zu essen.

Am 4. November erfolgte ein kleinerer Angriff auf Saarbrücken, bei dem unter anderem der Kinderpavillon des Krankenhauses auf dem Reppersberg vernichtet wurde. Am nächsten Tage lief die Fliegertätigkeit wieder auf vollen Touren.

Am 6. November gegen 11.00 Uhr vormittags wurde uns eine freudige Überraschung zuteil. — Es klingelte an der Flurtür, ich öffne und herein tritt ein Soldat, dem Mutti schluchzend um den Hals fällt; es war unser lieber Hans, den die Sorge um uns nach Hause getrieben und der die Schwierigkeiten einer Erlangung von Urlaub überwunden hatte. Als er sich gesetzt hatte, waren seine ersten Worte: „Ich bin gekommen, um Euch von Saarbrücken fortzubringen; ich konnte es nicht länger aushalten, Euch hier andauernd in so großer Gefahr zu wissen.“ Nach kurzer Überlegung erklärte ich mich mit unserer alsbaldigen Abreise einverstanden, obwohl es mir sehr schwer wurde, Saarbrücken verlassen zu müssen und hier gewissermaßen alles im Stich zu lassen. Über kurz oder lang mußte es ja doch einmal geschehen; das wußte ich wohl, aber das Grauen vor einer Reise ins „Graue“, wie die ausreisenden Saarbrücker es nannten, war größer als die Besorgnis vor Fliegergefahr.

Frau Nettelman, die Hans, als er aus einem französischen Interniertenlager entkommen und nach Bordeaux gelangt war, dort in dem ihrer Leitung unterstehenden Soldatenheim sehr freundlich aufgenommen und ihn längere Zeit betreut hatte, war im Jahre 1942 bei uns 8 Tage zu Besuch gewesen, und so hatten auch wir sie kennengelernt. Sie hatte sich in der Folge öfter nach unserem Ergehen erkundigt, und so waren wir in Verbindung geblieben. Zu Anfang des Jahres 1944 war sie in Berlin ausgebombt worden und war dann auf Veranlassung einer Bekannten, die in Rosenthal Verwandte hatte, ebenfalls nach Rosenthal gekommen. Als sie von den fortwährenden Fliegerangriffen auf Saarbrücken hörte, schrieb sie uns, sie hätte in einer Villa zwei Zimmer für uns reservieren können, und sie lud uns dringend ein, auch nach Rosenthal zu kommen. Wir lehnten dieses gutgemeinte Anerbieten zunächst ab, da wir einerseits

in Saarbrücken bis zum äußersten ausharren wollten, andererseits die Entfernung allzu groß erschien. Schon damals stellte ich die Überlegung an, daß wir wohl leicht aus dem Saargebiet heraus, aber vielleicht schwer wieder hineinkommen könnten.

Frau Nettelmann hatte auch an Hans geschrieben, und da wir absolut kein anderes Unterkommen für uns wußten, blieb uns schließlich keine andere Wahl, als nach Rosenthal zu gehen.

Kaum hatten wir zu Mittag gegessen, so setzte wieder eine Reihe von kurzen Alarmen ein. Zu Abend aßen wir wie üblich schon sehr früh, und gegen 19.00 Uhr machten wir uns trotz des Protestierens von Hans „bunkerfertig“. Bald ging's dann in den uns gerade gegenüber liegenden Bunker, wo schon die ganze „Bunkergemeinschaft“ in unserem Abteil versammelt war, der Hans nun vorgestellt wurde. Kaum hatten wir unsere Plätze, Mutti in ihrem Eckchen, ich in meinem Schreibtischsessel schräg gegenüber, Hans neben Mutti, eingenommen, so gab's den ersten Abendalarm. Bis 2.00 Uhr früh brachten wir die ganze Zeit im Bunker zu und gingen dann erst, wenn alles ruhig blieb, in unsere Wohnung hinüber, um uns noch ein paar Stunden in Kleidern auf die Betten zu legen. Dieses Leben führten wir nun schon seit dem 9. Oktober, dem Abend, als die erste der unheimlichen, rätselhaft gebliebenen Minen fiel, die auch unsere beiden St. Johanner Häuser ziemlich unbewohnbar gemacht hatte. So kolossal war der Luftdruck, den diese Mine erzeugte, daß in unserer Küche, als wir gerade zu Abend aßen, alles Kochgeschirr laut krachend von den Regalen geschleudert und das ganze Fenster weit in den Raum hineingedrückt wurde. Der Explosion voraus war ein furchtbares beängstigendes Heulen, scheinbar direkt über unserem Hausdach, vorangegangen. Als sich dann das gleiche Ereignis, nur etwas weiter von uns ab, wiederholte, entstand in Saarbrücken eine allgemeine Panik, die zu diesem frühen Aufsuchen der schützenden Bunker führte.

Gleich am Morgen des 7. November begann Hans mit dem Verpacken von Hausrat in die verschiedenen Kisten und andere Behälter wie Wäschekorb, Waschkessel und dergleichen. Mutti half dabei beim Zuschnüren und Benähen der Gepäckstücke mit Säcken und Tüchern. Ich begann mit dem Ordnen der zu bergenden Akten und der Erledigung der bis zu unserer Abreise noch abzuwickelnden Angelegenheiten. Bis zum Abend standen bereits 6 Stück Expreßgut zum Abtransport bereit. Am nächsten Tag, schon in der Morgenfrühe, begann Hans, mit einem in der Nachbarschaft geliehenen Handwagen die fertigen Stücke zum Bahnhof zu bringen. Am Nachmittag folgte dann die zweite Reise. Von der ersten Tour brachte Hans von seiner früheren Cheffirma Listing und Keller eine Reihe von Kisten und Kartons mit, worauf das Verpacken tagsüber fortgesetzt wurde. In der Nacht lernte Hans im Bunker einen jungen französischen Arbeiter kennen, der einen Krankenurlaub hatte. Ihn engagierte er sich als Hilfskraft, und der Franzose stellte sich nun glücklich an jedem Morgen ein.

Aber gegen 19.00 Uhr gingen wir wie gewöhnlich in den Bunker hinüber. Auf allen Gängen zu unserem Abteil lagen da schon, wie alle die Tage davor, auf den blanken Steinboden hingestreckt, die Ausgebombten. Sie hausten hier Tag und Nacht über unter den schwierigsten Bedingungen; sie konnten sich aber nicht entschließen, mit den täglich abgehenden zwei

Sonderzügen für Ausgebombte Saarbrücken zu verlassen. Es waren zu traurige Bilder, die uns hier Abend für Abend vor die Augen traten. Hans blieb immer bis zum ersten Abend- oder Nachalarm zu Hause und packte dort unentwegt weiter.

Am Morgen des 9. November hatten wir den ersten größeren Schneefall. Dann klärte sich das Wetter wieder auf, und schon hatten wir um 9.15 Uhr den ersten Alarm. Kaum waren wir im Bunker, da begann die Flak wild zu schießen, und bald darauf ließen die ersten, auf unseren Berg fallenden Bomben unseren Bunker erzittern. Wie wir hörten, hatten sie auch den Mittelbau des großen, von mir erbauten Krankenhauses auf dem Reppersberg in Trümmer gelegt. Der Bombenabwurf in unserer Nähe dauerte noch eine Weile an. Dann, es war um 10.30 Uhr, gab's plötzlich einen tollen Krach. Ein furchtbarer Luftdruck drang, gewaltige Staubwolken mit sich führend, bis in unser am hintersten Bunkergange liegendes Abteil hinein. Die meisten Frauen sprangen unter Schreckensrufen auf; Mutti allein saß mir gegenüber, mit Hansel Hand in Hand, gefaßt in ihrem Eckchen.

Neben unserem Abteil lag, in der Längsrichtung mit dem unseren durch eine immer verschlossene Tür verbunden, ein gleichgroßes anderes Abteil, das nach dem vorderen Bunkergange seinen Ausgang hatte. Aus diesem Abteil erschollen gleich nach dem Krach Angstschreie: „Die Türen auf, wir ersticken!“, und gleichzeitig wurde auf die verschlossene Verbindungstür losgetrommelt, anstatt durch die Ausgangstür das Abteil zu verlassen. Auf das Geschrei hin kam ein Mann mit einer Spitzhacke in unser Abteil und versuchte, die verschlossene Tür einzuschlagen. Es gelang mir noch rechtzeitig, das zu verhindern, da es ja gar keinen Zweck hatte; von dem Staub bekamen wir ohnehin durch das große Ventilationsloch über der Verbindungstür genug zu schlucken. Gleichzeitig ging unser Bunkerwart, Herr Pünnecke, ins andere Abteil hinüber, um die verängstigten Frauen zu beruhigen. Daß der Luftdruck und auch der Staub überhaupt so stark in unseren Bunker hatten eindringen können, hatte darin seinen Grund, daß die eine Gastür defekt und daher ausgehängt war und die andere vom Luftdruck einfach aus dem Mauerwerk herausgerissen wurde. Als Herr Pünnecke in unser Abteil zurückkehrte, machte er uns die traurige Mitteilung, daß unser Nachbarhaus, in dem er selbst wohnte, einen Volltreffer in die Vorderfront erhalten hatte und daß in unserem Hause die Haustüre und alle Fenster herausgerissen seien; zu brennen schien es nirgends. Viele der Frauen brachen nun in heftiges Weinen aus, und als bald darauf Vorentwarnung gegeben wurde, stürzten die meisten unserer Bunkergemeinschaft hinaus. Hans ging ebenfalls mit, um nach unserer Wohnung zu sehen. Es war übrigens ein Glück, daß bei diesem Angriff die elektrischen Lichtleitungen nicht zerstört worden waren, sonst wäre die Panik eine vollendete gewesen.

Obgleich noch keine Entwarnung gegeben war, hielt uns die Ungeduld nicht viel länger im Bunker zurück. Als wir auf die Straße hinaustraten, verweilten wir erst einen Augenblick, um uns den angerichteten Schaden von außen anzusehen. Schlimm genug sah es schon aus: die Vorderfront unseres Nachbarhauses von der Dachtraufe bis in den Keller hinein weit aufgerissen und nur durch das Aushalten einer Dachplatte vor dem gänzlichen Einsturz bewahrt. An unserem Haus waren alle Fenster mit ihrem

ganzen Rahmenwerk herausgerissen, ebenso die Haustüre. Die massive Treppe erwies sich als unbeschädigt, so daß wir ungehindert bis vor unsere Wohnung gelangen konnten. Hier bot sich uns ein Bild fürchterlicher Verwüstung. Die dünnen Zwischenwände waren gänzlich zerstört, und alle Türen samt ihren Bekleidungen abgerissen und teilweise zersplittert. Das gleiche Schicksal hatten alle unsere leichteren Möbelstücke erlitten, besonders alle Schränke mit Glastüren.

Hans war bereits mit dem Herabwerfen von Mauertrümmern aus den Fenstern beschäftigt, um uns einen Weg zu bahnen. Ich stellte nun zunächst fest, daß alle Konstruktionsteile und die Decken des Hauses unbeschädigt geblieben waren, so daß keine Einsturzgefahr bestand. Als ich zum Fenster auf die Straße hinaussah, war dort bereits eine Aufräumkolonne der Stadt mit der Säuberung der Straße beschäftigt. Ich ging sofort zu dem Aufseher hinunter, der mir nach längerem Zureden eine kräftige Ukrainerin mitgab, die ich sofort Hans bei seiner Räumungsarbeit zur Hilfe gab. Nun ging es schnell damit in unserer Wohnung vorwärts, und die anderen Hausbewohner arbeiteten ebenso fieberhaft an der Säuberung der ihrigen.

Am wenigsten hatte von unseren Räumen noch die Küche gelitten, obgleich eine der dünnen Wände nun zum drittenmal zerstört war. Da bei dem diesmaligen Fliegerangriff auch die elektrischen Leitungen unversehrt geblieben waren, funktionierte auch noch unser kleiner elektrischer Kochherd. Gas hatten wir ja schon lange keines mehr.

Nachdem Mutti sich die Schäden angesehen hatte und die Küche einigermaßen aufgeräumt war, begab sie sich sofort an das, wie immer, schon vorbereitet gewesene Mittagessen und kochte es fertig. Und bald konnten wir es in dem tür- und fensterlosen Raume verzehren und am heutigen Tage zum erstenmal etwas zur Ruhe kommen.

Wie eine Fügung des Himmels kam es uns nun zum Bewußtsein, daß Hans gerade zur rechten Zeit gekommen war und uns in unserer so schwierig gewordenen Lage zur Seite stehen konnte.

Es war auch gut, daß wir in diesen ersten kritischen Stunden nicht mehr lange darüber zu grübeln brauchten, wo nun hin. Und, wo wir hier nun keine Bleibe mehr hatten, wurde uns das Abschiednehmen von unserer Wohnung, die ohnehin den Charakter eines Provisoriums hatte, und von Saarbrücken nicht mehr so schwer. Auch die Frage, was aus unserer Wohnung werden sollte, wenn wir weggingen, hatte sich auf eine wohl sehr gewaltsame Weise, aber doch von selbst erledigt.

Mutti und ich konnten am Nachmittag beim Wegräumen der Trümmer doch nicht viel helfen, also verließen wir die so ungastlich gewordene Stätte und begaben uns zu der Geschäftsstelle unserer Ortsgruppe, um uns eine Bescheinigung darüber ausstellen zu lassen, daß wir „Fliegergeschädigte“ seien. Wir bedurften dieser Bescheinigung zunächst für die Erlangung einer 3tägigen Verpflegung und dann zur Erledigung der verschiedensten Formalitäten, die notwendig waren, um unsere Abreise bewerkstelligen zu können. Mit der Erledigung dieser Formalitäten hatte ich fast alle Vormittage bis zu unserer Abreise reichlich zu tun, während Mutti und Hans der Beschäftigung des Verpackens unserer Habseligkeiten oblagen.

Bei Eintritt der Dunkelheit suchten wir unser Bunker-Abteil als Zufluchtsort auf, während Hans noch unentwegt weiter packte. Eine unserer Hausbewohnerinnen brachte uns die abendliche Fliegergeschädigtenverpflegung mit. Sie bestand für uns drei aus einem halben Brot, einem großen Stück Butter und drei dicken Scheiben Fleischwurst. Beim ersten üblichen Abendalarm stellte sich Hans zum Abendbrot ein, um bei eintretender Vorentwarnung mit seiner Arbeit wieder fortzufahren. Als es dann 20.00 Uhr wurde, bereiteten wir Mutti auf einer Bank aus einem alten Plumeau und Decken ein wenn auch hartes Nachtlager, und ich schlief, so gut es ging, oder dämmerte in meinem Schreibtischsessel. Um 1.30 Uhr, wenn weitere Nachtalarme nicht mehr zu befürchten waren, holte mich Hans ab, und wir machten uns in dem tür- und fensterlosen Schlafzimmer, in unsere Mäntel und Decken bis über den Kopf gehüllt, auf unseren Betten das Nachtlager zurecht. Dieser Tagesablauf wiederholte sich mit geringen Abweichungen bis zu unserer Abreise.

Unterdessen hatte sich die Familie Klein im Erdgeschoß ihre Küche wieder einigermaßen bewohnbar gemacht, und in dieser Küche fanden sich zur Zeit der Mahlzeiten nun nicht nur die Bewohner unseres Hauses, sondern auch die des zerstörten Nachbarhauses ein, und ein jeder bereitete sich auf dem Herd das zu, was er noch hatte. Frau Klein ertrug dieses sehr unruhige Leben mit einer wahren Engelsgeduld. Nach ungefähr zwei Tagen hatten sich dann John's, die Bewohner der Dachgeschoßwohnung in Friedel's Küche unter Benutzung einiger noch ganzer Fensterflügel und nicht ganz zertrümmerter Türen häuslich eingerichtet, und etwas später gelang das auch mit dem kleinen nach dem Hofe zu gelegenen Zimmer. Hier hatten sie ihre Betten aufgeschlagen. Als es hier soweit war, kochten und aßen wir in Friedel's Küche, und in den letzten Nächten schlief dann auch von 1.30 Uhr ab Mutti noch einige Stunden auf einem Bett.

Am Morgen nach unserer Ausbombung machte ich mich auf den Weg, um für uns die Abreiseerlaubnis der Partei zu besorgen. Als ich nach dem Büro der Ortsgruppe in einer kleinen, uns schräg gegenüber liegenden Wirtschaft kam, fand ich dort alles leer. Eine Kreideanschrift besagte, das Büro befände sich jetzt in Baracke 2 neben dem Landgericht. Ich also dorthin, nichts war aber von der Ortsgruppe zu finden, die Baracke gehörte der Post. Nach vielem Hin und Her sagte mir eine Briefträgerin, die Ortsgruppe Schloßplatz hätte nunmehr ihren Sitz im Abteil 17/18 unseres Bunkers aufgeschlagen.

Mittlerweile gab's wieder Alarm, und so mußte ich ohnehin in den Bunker. Dort fand ich dann auch glücklich unsere Ortsgruppe, der Menschenandrang war dort aber so groß, daß ein Anstehen aussichtslos erschien. Also zurück in unser Abteil; dort fand ich Mutti schon in Sorge um Hans, der schon früh eine Fahrt zur Expreßgutabfertigung unternommen hatte und noch nicht von dort zurück war. Bald traf er wohlbehalten ein und ging bei Vorentwarnung sofort wieder ans Einpacken. Und er setzte diese anstrengende Tätigkeit unverdrossen jeden Tag bis zu unserer Abreise fort.

Bei einem späteren Alarm kam ich dann glücklich in den Besitz der Ausreiseerlaubnis durch die Partei. Nun mußte noch die Abmeldung bei dem zuständigen Polizeirevier erfolgen. Am nächsten Morgen machte ich

mich dorthin auf. Bis zum Hofbräuhaus in der Talstraße waren mir die in letzter Zeit eingetretenen Verwüstungen bekannt. Nachdem ich mich aber durch Mauertrümmer, Wasserlachen und unergründlichen Straßenschmutz bis zur Spichererbergstraße durchgearbeitet hatte, erschloß sich mir ein Bild weiterer Trümmerstätten. Mit Mühe gelangte ich zum Polizeirevier I in der Schloß-Straße neben dem historischen Rathausaal. Wie von diesem, so war auch von dem früheren Wohnhaus des Bürgermeisters Feldmann nur ein wüster Trümmerhaufen übriggeblieben. Ich wollte mir Auskunft über den Verbleib des Reviers in den Räumen der auf dem Schloßplatz befindlichen Kriminalpolizei holen und hatte das Glück, gleich im ersten Flur ein Schild mit der Aufschrift „Polizeirevier I“ zu finden. Ich betrat einen düsteren, fast leeren Raum, in dem sich ein Tipp-Fräulein und zwei herumstehende Polizeibeamte befanden. Als ich mein Anliegen vorbrachte, sagte der eine: „Fahren Sie nur ruhig ohne Abmeldung ab; alle unsere Meldebücher sind verbrannt, und alle auswärtigen Meldeämter sind davon verständigt, Anmeldungen ausgebombter Saarbrücker ohne Abmeldebestätigung entgegenzunehmen.“

Also konnte ich über Trümmer und durch Schmutz meinen Rückmarsch antreten. Da fiel es mir ein, daß im Landratsamt am Schloßplatz die „Fahrbereitschaft“ der Partei untergebracht war, und da es noch keinen Alarm gab, suchte ich diese Stelle auf und erkundigte mich nach längerem Warten, ob und wann ein Abtransport unserer noch erhaltenen Möbel nach dem Sammlager in Dirmingen erfolgen könne. Ja, hieß es, in 8 — 10 Tagen könne das der Fall sein. Ob wir vielleicht einen Pkw zur Fahrt mit unserem Handgepäck nach dem Bahnhof Brebach, von dem die wenigen Fernzüge abgingen, erhalten könnten, erkundigte ich mich weiter. Dafür ist die NSV zuständig, sagte mir der Beamte. Nun galt es, aber rasch nach Hause zu kommen, ehe der übliche Alarm einsetzte. Als ich bis zur Hardenbergstraße gekommen war, heulten dann auch bereits die Sirenen, und als ich an die Öffnung kam, in der sich früher einmal unsere Haustüre befand, stand dort schon Mutti mit meinem Bunkergepäck, mich zu höchster Eile mahnend.

Es war Sonntag, der 12. November, geworden. Ein recht trauriger Sonntag, unser letzter in Saarbrücken. Hans, dessen Urlaub schon ziemlich weit abgelaufen war, drängte zu baldigem Aufbruch, und wir beschlossen, ihn auf Freitag, den 17. November, ganz früh vom Bahnhof Brebach aus festzusetzen, in der Hoffnung, mit dem Verpacken unserer Habe bis dahin fertigzuwerden. Es waren dann noch 4 Tage, die es zu nutzen galt. Zunächst mußte versucht werden, eine Fahrgelegenheit nach Bahnhof Brebach zu erlangen, und dann waren die Fahrkarten für die Eisenbahnfahrt zu besorgen. Am Montag früh begab ich mich zur Dienststelle der NSV in der Dr.-Todt-Straße. Eine freundliche Dame, die mir unbekannt war, die mich aber kannte, schrieb mir die Fahrkarte sofort aus und begab sich dann ins Büro des Dienststellenvorstehers, um mit ihm wegen der erbetenen Fahrgelegenheit nach Brebach zu verhandeln. Bald erschien sie wieder in Begleitung eines mir unbekanntem Herrn, der mich aber auch wieder kannte; dieser sagte mir, daß ihm Personenwagen leider keine zur Verfügung ständen, er sei aber bereit, mir einen Lastwagen am Donnerstagnachmittag zu stellen. Die Fahrt müßte aber vor 16.00 Uhr angetreten werden, weil die auswärtigen Chauffeure sich weigerten, in der

Dunkelheit zu fahren. Wir hätten in diesem Falle die Nacht im Brebacher Bahnhofsunker zubringen müssen, was eine üble Perspektive für den Antritt unserer Reise war

Die auch noch notwendige Abreiserlaubnis der Stadtverwaltung besorgte Hans, als er von der Expresgutabfertigung zurückkam.

Ich überlegte mir nun, ob ich nicht doch irgendwo einen Personenwagen für die Fahrt nach Brebach auftreiben könnte. Einige Versuche dazu blieben erfolglos. Darüber war es Mittag geworden. Da kam mir plötzlich der Gedanke, ob es nicht bei der Ferngas AG, deren Direktor Kreitz und Generaldirektor Vieler mir gut bekannt waren und mit denen ich bis vor kurzer Zeit noch in geschäftlicher Verbindung stand, mein Glück versuchen sollte. Gedacht, und mich sofort in das Büro des Herrn Kreitz in der Talstraße auf den Weg gemacht. Herr Kreitz wäre nicht anwesend, sondern bei einer Besprechung im Hauptbüro in der Scharnhorststraße. Nun also dorthin, es war ja nicht weit, bat den Pförtner, mich zu melden, wenn die Besprechung beendet wäre, und wartete. Da gab's Voralarm; ich ließ mich dadurch aber nicht stören, sondern wartete weiter. Da heulten die Sirenen wieder, es war aber glücklicherweise kein Alarm, sondern Entwarnung. Da hatte ich viel Glück gehabt. Bald war auch die Besprechung zu Ende, eine ganze Reihe von Herren kamen über die Diele, dann kam auch Herr Kreitz und bat mich in das Zimmer. Ich erzählte ihm unsere Leidensgeschichte und bat ihn dann um einen Wagen. Ohne sich zu besinnen, sagte er mir sofort einen Wagen zu und schrieb mir seine und seines Chauffeurs Petri Telefonnummern auf. Da kam auch Herr Vieler ins Zimmer, und als er hörte, weswegen ich da war, sagte er, ich könnte auch seinen Wagen haben, wenn es mit dem anderen irgendwie nicht klappen sollte. Angenehm berührt von dem lebenswürdigen Entgegenkommen beider Herren ging ich heim und brachte Mutti die gute Botschaft. Bei dem üblichen Abendalarm traf ich den Kreitz'schen Chauffeur Petri, der Bunkerwart in unserem Bunker war, und besprach alles notwendige für die nächtliche Fahrt nach dem Bahnhof Brebach.

Mit vielen Vorbereitungen für unsere Reise verlief rasch unser letzter Tag in Saarbrücken. Ich machte noch die notwendigen Besorgungen und verabschiedete mich von den Geschäftsleuten. In der Arnulf-Drogerie, in der ich immer viel kaufte, erbot sich Frau Hilden, deren Mann schon über ein Jahr in Rußland vermißt war, uns von Zeit zu Zeit Päckchen mit den gewohnten, von uns benötigten Sachen zu schicken. Leider konnte diese gute Absicht dann ja nicht mehr zur Ausführung gelangen.

Hans brachte noch am Nachmittag das letzte Gepäck zur Expresgutabfertigung; das letzte Stück, in dem das Kochgeschirr verpackt werden sollte, war leider nicht mehr fertig geworden; eine Verwandte der Mieter unseres Dachgeschosses in der Talstraße erbot sich, es am nächsten Tage zur Bahn zu schaffen, es sollte aber bei der guten Absicht verbleiben. Die Abendstunden unseres letzten Tages in Saarbrücken verbrachten wir in unserem Bunkerabteil. Bald kam der Abschied von unserer bereits etwas zusammengeschmolzenen Bunkergemeinschaft, und pünktlich um 2.30 Uhr des Freitagmorgen meldete Herr Petri, daß sein Wagen draußen bereitstände.

Auf der Straße noch schnell einen Abschiedsblick auf die schattenhaften Umrisse unseres fensterlosen Hauses geworfen, in das Auto eingestiegen und hinaus ging's in die tiefe nächtliche Dunkelheit. Mit großer Ruhe und Sicherheit fuhr Herr Petri uns durch die düsteren Straßen und nach einer Viertelstunde war der kleine Bahnhof von Brebach erreicht. Hier kamen wir gleich in ein großes Mengengedränge, das dem Bahnsteig zustrebte. Mutti und ich blieben mit dem Handgepäck in der spärlich beleuchteten Unterführung, Hans ging fort, um sich nach der Einlaufzeit des Leipziger Zuges zu erkundigen. Erst nach geraumer Zeit kehrte er mit der wenig erfreulichen Nachricht zurück, der Zug hätte zwei Stunden Verspätung. Das war ein schlimmer Beginn unserer Reise. Nicht nur die Aussicht auf den langen ermüdenden Aufenthalt bei erheblicher Kälte in der zugigen Unterführung war nicht angenehm, sondern auch die, erst in der Morgendämmerung abzufahren und die dadurch drohende Fliegergefahr, die durch die frühe Abfahrt der Züge gerade vermieden werden sollte.

Doch auch diese schlimmen Stunden vergingen, und eine Viertelstunde vor Einfahrt des Zuges holte uns Hans auf den Bahnsteig hinauf.

Hier empfing uns ein großes Gedränge, aber es gelang uns doch noch, dicht an das Abfahrtsgleis des erwarteten Zuges heranzukommen. Endlich rollte er langsam heran, und kaum kam er zum Halten, da begann schon ein allgemeiner Kampf ums Hineinkommen. Hans riß behend eine Türe auf, warf einen Teil unseres Gepäcks in den Vorraum des D-Wagens und versuchte, Mutti hinaufzuhelfen. Im Augenblick hatte sich aber eine Kette ellenbogenstarker Frauen dazwischengedrängt, und sie preßten Mutti, der es nicht gelungen war, so schnell in den Wagen zu kommen, buchstäblich zwischen die Trittbretter, so daß sie in Gefahr kam, unter die Räder gedrückt zu werden. Jetzt wurde Hans aber wild. Er warf mit beiden Armen die wild nachdrängenden Frauen zurück und brüllte ihnen fortwährend „Zurück und Halt“ entgegen. Für einen Augenblick wichen sie der bewaffneten Macht. Den benutzte ich, um mich unter kräftigem Gebrauch meiner Ellenbogen und Körperschwere durch den Weiberschwarm hindurchzudrücken und wieder dicht hinter Mutti, mit Unterstützung eines hilfsbereiten Soldaten, den Wagen zu erklettern. Die Plattform hatten wir nun alle drei glücklich erreicht; Hans hatte für Mutti eine Ecke erkämpft und sie auf unsere Koffer plaziert, ich lehnte mich ihr gegenüber an die Klotüre. Dies war ja kein gerade angenehmer Aufenthalt. Drei Soldaten hatten das Klo als Zufluchtsort benutzt, und als es ihnen auf die Dauer doch zu eng wurde, wollten sie wieder heraus. Auch sonst wurde ich begreiflicherweise auch öfter gestört. Der Zug hatte mittlerweile nach 2½ständiger Verspätung in Bewegung gesetzt.

Im dämmernden Morgen sah ich beim Erreichen der Scheidter Gleiskurve noch einmal die letzten Häuser von Saarbrücken und das Werk von Brown-Boveri. Das war mein letzter Abschiedsblick auf das gute alte Saarbrücken.

Weiter ging's über St. Ingbert bis Homburg, wo der Zug zum erstenmal kurz hielt, und noch einige Leute sich in ihn hineinpreßten.

In Kaiserslautern gab es einen längeren Aufenthalt. Hans stieg aus und lief den Zug entlang, um noch irgendwo eine Sitzgelegenheit für uns ausfindig zu machen. Bald kehrte er zurück und rief: „Kommt schnell heraus“,

worauf wir all' unser Gepäck ergriffen und ihm folgten, froh, unserer drückenden Enge entrinnen zu können.

Ein paar Wagen weiter stand ein Unteroffizier vor dem Zug, öffnete, als er uns kommen sah, rasch eine Abteiltür und schob uns mit unserem Gepäck in den Wagen, während Hans noch etwas draußen blieb. Im Abteil saßen 7 schwarze Panzermänner, somit gab's für uns noch drei gute Sitzplätze. Als der Zug sich schon langsam in Bewegung setzte, kletterte Hans durchs Fenster rasch in den Wagen.

Gerade, als wir den Bahnhof Kaiserslautern verließen, gab's Flieger-Vor-Alarm, der Zug rollte aber, ohne daß davon Notiz genommen wurde, weiter. Mutti verteilte nun aus ihren mitgebrachten Frühstücksbroten, nach deren Genuß wir alle in wohlverdienten Schlummer verfielen. Ich erwachte erst, als wir im Bahnhof Worms hielten. Hier verließen einige Leute den Zug, andere stiegen ein. Die Lokomotive wurde gewechselt, und dann ging's sofort weiter. Als wir den Bahnhof verlassen hatten und gerade auf die Rheinbrücke fuhren, brauste ein feindlicher Flieger ziemlich tief auf unseren Zug herunter. Der war mitten auf der Brücke, keine gerade angenehme Situation. Doch fuhr der Zug ruhig weiter, und nachdem uns der Flieger noch einige Minuten weiter umkreiste, verloren wir ihn aus den Augen, ohne daß er uns beschossen hatte.

Es war inzwischen Mittag geworden, und Mutti verabreichte uns eine neue Stärkung, worauf wir wieder bald in Schlaf fielen. Wir erwachten erst, als wir in den Bahnhof Frankfurt-Sachsenhausen einfuhren, auf welchem Wege wir dorthin kamen, weiß ich nicht. Nun ging's weiter auf der bekannten großen Strecke Frankfurt — Berlin. Als wir uns Fulda näherten, paßte ich scharf auf die kleineren Stationen auf, die wir durchfuhren. Da lag auf der rechten Seite Schlüchtern, die kleine Heimatstadt des SA-Obersturmbannführers Lotz, der 4 Wochen lang im Quartier bei uns gelegen hatte, und dann kam auch bald links Neuhof, wo unsere Schwiegertochter Lucie mit ihrem kleinen, uns sehr an's Herz gewachsenen Stefan ein Unterkommen gefunden hatte.

Jetzt brach die Abenddämmerung herein und wieder umging uns ein wohl-tätiger Schlummer, bis wir ca. 21.30 Uhr Leipzig, das Endziel unseres Zuges, erreichten. In Leipzig waren wir im Sommer 1913 einige Tage zum Besuch der Baufach-Ausstellung gewesen. Damals war der Bahnhof, der größte und schönste Deutschlands, gerade vollendet worden, und nun sahen wir ihn, von Fliegerbomben getroffen, größtenteils in Trümmern liegen, ein Bild furchtbarster Zerstörung. Der eine Seitenflügel war noch einigermaßen erhalten, und hier fanden wir in einem Wartesaal nach der langen Fahrt Unterkunft und konnten uns mit einem Teller warmer Suppe und einem Glas guten sächsischen Weizenbieres stärken. Erst am 18. November um 0.45 Uhr sollte unser Zug nach Dresden abgehen, und so hatten wir noch reichlich Zeit, noch eine Portion Kaffee einzunehmen.

Nachdem wir schon früh auf dem Bahnsteig waren und in einem großen Abteil für Reisende mit schwerem Gepäck Platz gefunden hatten, das aber auch bald total überfüllt war, ging unser Personenzug pünktlich ab. Am 18. November langten wir um 4.00 Uhr in Dresden an. Hier war der Bahnhof noch völlig unverletzt. Im Wartesaal brachten wir zunächst unser Handgepäck unter, und dann begab sich Hans zur Auskunftsstelle, um

einen Zug nach Königstein auszukundschaften; ein solcher ging erst um 8.00 Uhr ab. Aber auch diese lange Zeit ging uns, ermüdet wie wir waren, teilweise im Halbschlaf vorüber. Wir traten nun den letzten Teil unserer Eisenbahnfahrt an; schon bei hellem Tageslicht konnten wir bei unserer Abfahrt einen Teil von Dresden und seiner Vororte betrachten. Alles mutete uns noch eigentümlich friedensmäßig an. Bis 9.20 Uhr brauchten wir für die verhältnismäßig nur kurze Strecke nach Königstein, aber die Zeit war uns wie im Fluge vergangen. Froh, unsere lange Eisenbahnreise nun glücklich überstanden zu haben, verließen wir den Zug mit nur wenigen Mitreisenden. Als letzte passierten wir die Sperre. Die Bahnsteig-schaffnerin gab Hans bereitwillig einen Gepäckkarren und erteilte uns die Auskunft, daß bald nach 14.00 Uhr ein Omnibus nach Rosenthal von einem ganz in der Nähe liegenden Hotel abginge. Froh über diese Auskunft — wir hatten ja keine Ahnung, wie wir Rosenthal erreichen könnten — verließen wir den Bahnsteig.

Das erste, was uns in die Augen fiel, war auf einer Berghöhe an der Elbe liegend, die Feste Königstein. Das war also der Ort, von dem der französische General Giraud, der einmal eine so große Rolle gespielt hatte, entwichen war und nicht Königstein im Taunus, wie es in Saarbrücken allgemein angenommen wurde.

Nun suchten wir das uns angegebene Hotel auf; es machte einen ganz guten Eindruck.

Nachdem wir uns mit einer Tasse Kaffee erfrischt hatten, reinigten wir uns von dem Staub der langen Eisenbahnfahrt. Hans telefonierte dann an Frau Nettelmann, die sehr erfreut war, uns schon so nahe Rosenthal zu wissen. Ich bin von der langen Eisenbahnfahrt so ermüdet, daß ich in einer Sofaecke einschlafe, unbekümmert darum, was in meiner Umgebung geschieht. Mutti, von all' den schlimmen Erlebnissen bis zum äußersten angespannt, unterhält sich mit Hans. Um 12.30 Uhr essen wir verhältnismäßig gut zu Mittag. Dann schauen wir dem Omnibus entgegen, der um 14.20 Uhr abfährt. Mit Mühe haben wir in drückender Enge unser Gepäck und uns selbst untergebracht, und nun hebt der letzte Teil unserer Reise nach Rosenthal an. An einigen mit Wasserkraft betriebenen Holz-sägemühlen vorbei, kommen wir allmählich in eine immer romantischer werdende Landschaft; wir sind im Erzgebirge ca. 450 m ü. M. Nun erreichten wir einige Häuser, hier hält der Omnibus. An zwei weiteren Haltestellen entleert er sich sichtlich, und um 15.00 Uhr halten wir auf dem Dorfplatz in Rosenthal, unserem Reiseziel.

(Anmerkung des Bearbeiters:

Hieran schließt sich ein längerer Bericht über die Ereignisse in Rosenthal bis zum 30. April 1945 und persönliche Betrachtungen über den Nationalsozialismus und seinen Führer Adolf Hitler.

Darauf folgen persönliche Betrachtungen über das Ende des Zweiten Weltkrieges und eine Rückschau auf das Dritte Reich aus der subjektiven Perspektive des Autors. Die Aufzeichnungen enden sodann mit dem folgenden Absatz:)

Wir standen am 8. Mai des Jahres 1945 bei Einstellung der Feindseligkeiten nicht nur auf den Trümmern des „Tausendjährigen Reiches“ und

an Hitlers unrühmlichem Ende, sondern auch auf den Trümmern alles dessen, was wir und Generationen vor uns in schwerer Arbeit geschaffen. Und wenn wir uns nun rückschauend fragen, was Saarbrücken und uns Saarbrückern die im „Dritten Reich“, im Reich der Hitler-Tyrannie verbrachten 10 Jahre gebracht haben, so kann man kurz gefaßt darauf antworten: Ein Übermaß des Schlechten und Schrecklichen, eine größtenteils zerstörte Stadt, ein durch Höckerlinie und Bunker verschandeltes Stadtbild, die dauernde Belastung der städtischen Finanzverwaltung durch das angeblich „geschenkte“ Theater und schließlich eine dauernde Erinnerung an die Schrecken der langen Kriegszeit.

Nachwort des Bearbeiters

Die „Neue Saarbrücker Zeitung“ hat am 2. April 1946 dem im fernen Sachsen Verstorbenen folgenden Nachruf gewidmet:

„Fern seiner geliebten Heimat in Rosenthal in Sachsen starb im 79. Lebensjahre Herr Architekt Hans Weszkalnys. Der Verstorbene kam im Jahre 1893 als junger Mann von Ostpreußen nach Saarbrücken, um sich hier als Architekt niederzulassen.

Für Saarbrücken begann damals die Zeit des Aufstiegs, die einem jungen Architekten von dem Tatendrang eines Weszkalnys vielseitige Möglichkeiten beruflicher Auswirkung bot. Zahlreiche Bauten in der Stadt, sowie in der nahen und weiteren Umgebung sind die Zeugnisse seines Schaffens. Schmerzlich traf es ihn, daß der Bombenkrieg viele seiner Werke zerstörte. Über seinen Beruf hinaus sah es der Verewigte als eine selbstverständliche Pflicht an, in uneigennütziger Weise zahlreiche Ehrenämter zu bekleiden. Der Saarbrücker Stadtverordneten-Versammlung gehörte er von 1920 bis 1935 an. — Die Opfer des Krieges lasteten auch auf seinen Schultern. Der älteste Sohn starb im besten Mannesalter, der zweite Sohn, sein beruflicher Nachfolger, wird seit mehr als drei Jahren im Osten vermißt. Der dritte Sohn wurde ein Opfer des Faschismus und befindet sich jetzt in russischer Kriegsgefangenschaft.

Der sehnlichste Wunsch, sein geliebtes Saarbrücken, die Stadt seiner Wirksamkeit, noch einmal wiederzusehen, blieb dem Verewigten versagt.“

Die bedeutendsten Einzelstücke aus dem Saarbrücker Schaffen von Hans Weszkalnys sind vernichtet. Geblieben aber ist vor allem die Anlage und das Bild der Straßen rund um den Winterberg. Stellvertretend sei hier der Weinbergweg erwähnt, dem der Verstorbene ein wehmütiges Gedicht gewidmet hat:

Am Südhang zieht ein Sträßelein
Sich sanft den Berg hinauf
Wo früher Reb' an Rebe stand,
Da nahm es seinen Lauf.

Ich hab's gebaut, ich habs getauft
Und „Weinbergweg“ benannt,
Als schönste Straße weit und breit
Wurd' bald es wohl bekannt.

Sie liegt im schönen Sonnenschein
Von morgens früh bis spät
Weit über Berg und Tal von ihr
Der Blick ins Grüne geht.

Und als ich einstens wieder kam,
Nachdem uns Krieg vertrieb,
Da ich vor ihrem Namensschild
Voll Trauer stehen blieb.

Verschwunden war der „Weinbergweg“
Der Krieg hat ihn verwischt,
Ein fremder Name ziert das Schild,
Erinnerung sie erlischt.

Nichts kündigt mehr, daß hier zur Zeit
Die Rebe reich geblüht,
Und in des Herbstes Abendrot
Der Trauben Gold geblüht . .!

Der Weinbergweg hat seinen Namen wieder. Möge damit die Erinnerung
auch an Hans Weszkalnys fortbestehen!

ANMERKUNGEN

bearbeitet von Stefan Weszkalnys, Saarbrücken, Altneugasse 7.

- 1) niedergeschrieben im Jahre 1944/45
- 2) Der Sonnenhof, Weinbergweg Nr. 21, — siehe auch „Saarbrücker Hefte“ Nr. 37, S. 45 — in den 60er Jahren abgerissen und durch Boden- wie Bauspekulation durch einen jener typischen Blocks ersetzt, wie sie mangels zweckmäßigen Bauordnungsrechts heute viele der einst harmonischen Saarbrücker Wohnstraßen erschlagen (auch Winterberg- und Petersbergstraße, Staden, Philippinenstraße u. a.);
- 3) Heutige Schmollerschule;
- 4) Heute Landtagsgebäude;
- 4a) Irrtum des Autors! Richtig: Professor Paul Baumgarten.
- 5) Der von der Verbandsversammlung am 17. 9. 74 verabschiedete Zweckverbandshaushalt „Staatstheater“ 1975 weist Ausgaben in Höhe von 16 351 700 DM aus. Dem stehen Einnahmen von nur 2 352 000 DM gegenüber. Die Stadt Saarbrücken und das Land leisten also je 6 999 850 DM Zuschuß, dazu treffen die Stadt noch 520 000 DM zusätzliche Personalkosten.
- 6) und 7) Frauen und Kinder der Söhne Ulrich bzw. Hako W.
- 8) Anwesen Talstraße Nr. 67, heute mit Gaststätte „Zum Storch“.
- 9) Haus Talstraße 43, heute Teil des Landesversorgungsamts.
- 10) Karl Hillenbrand, * 1881 † 1954, Gewerkschaftssekretär, als Mitglied der Zentrumspartei Stadtverordneter und Fraktionsvorsitzender in Saarbrücken, Mitglied des Preußischen Landtages in Berlin.
- 11) Was davon nach der Rückkehr von Frau Helene W. noch vorgefunden wurde, ist leider mangels Hilfskräften der überraschend eingetretenen Hochwasserkatastrophe 1947/48 zum Opfer gefallen.

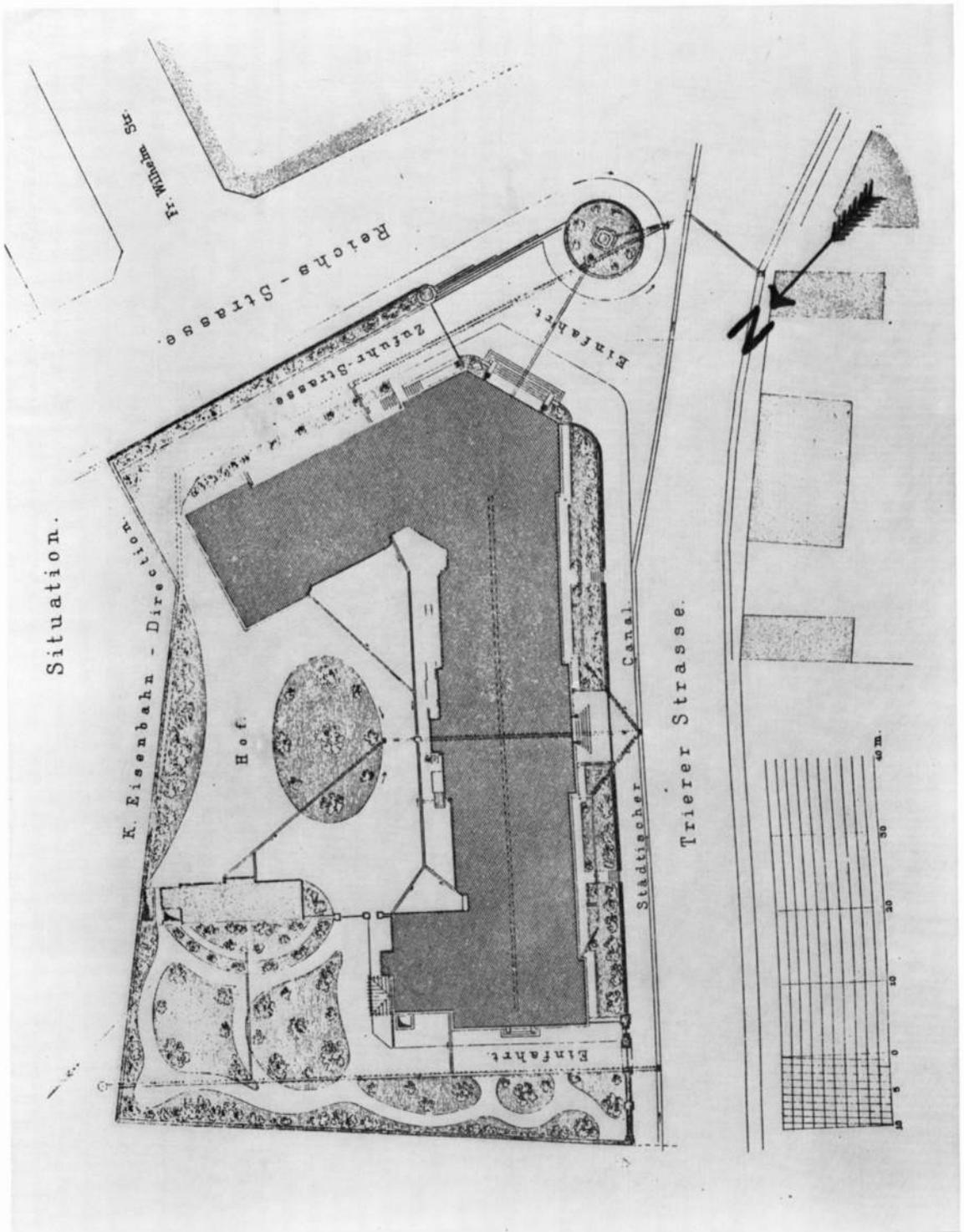
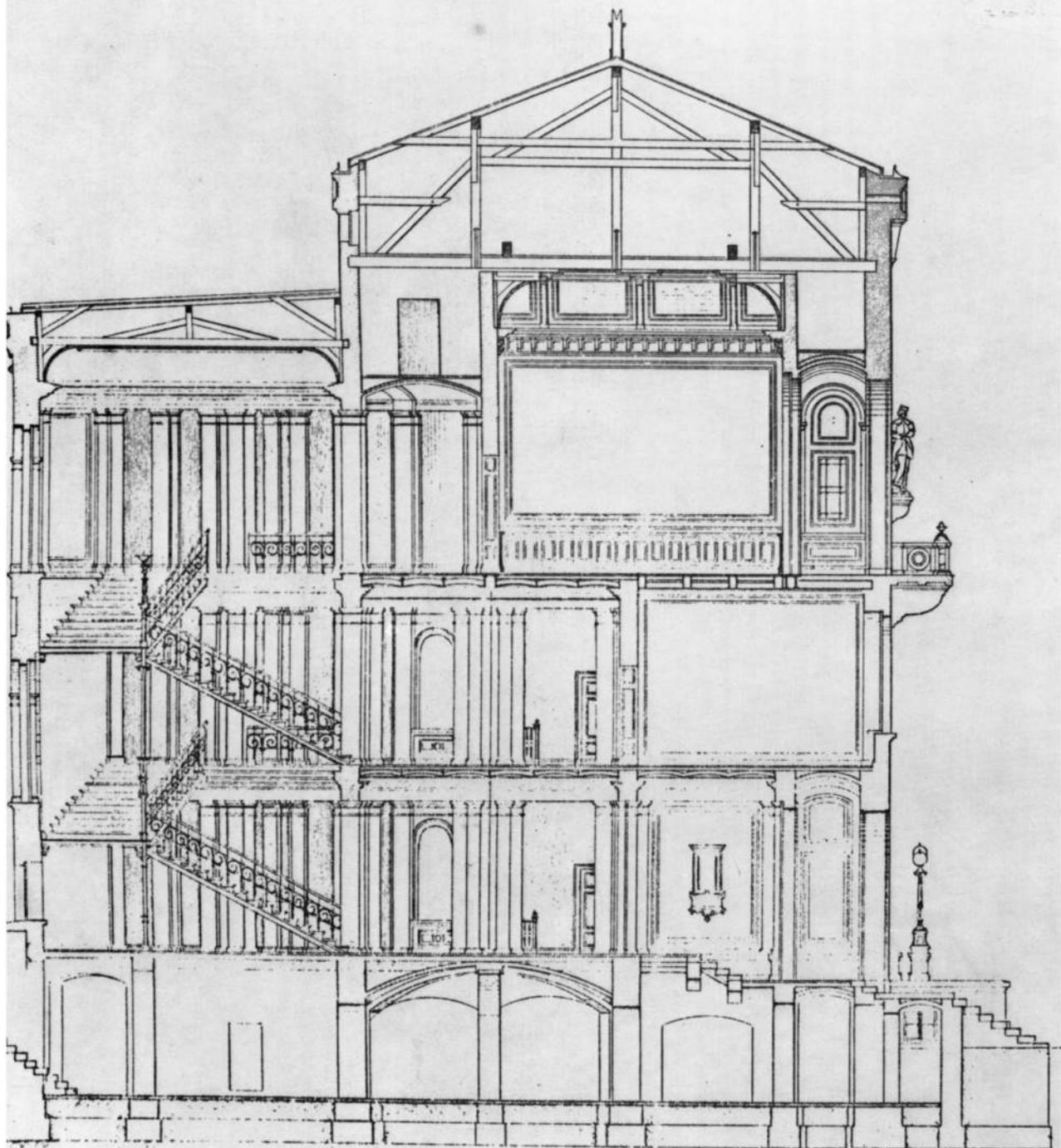


Abb. 1
 Bergwerksdirektion Saarbrücken, Lageplan (Atlas der Zeitschrift für Bauwesen 1882, Blatt 57)



Schnitt A B.



Abb. 2

Bergwerksdirektion, Eckpavillon im Querschnitt (Atlas Zs. f. Bw. 1882, Blatt 58)

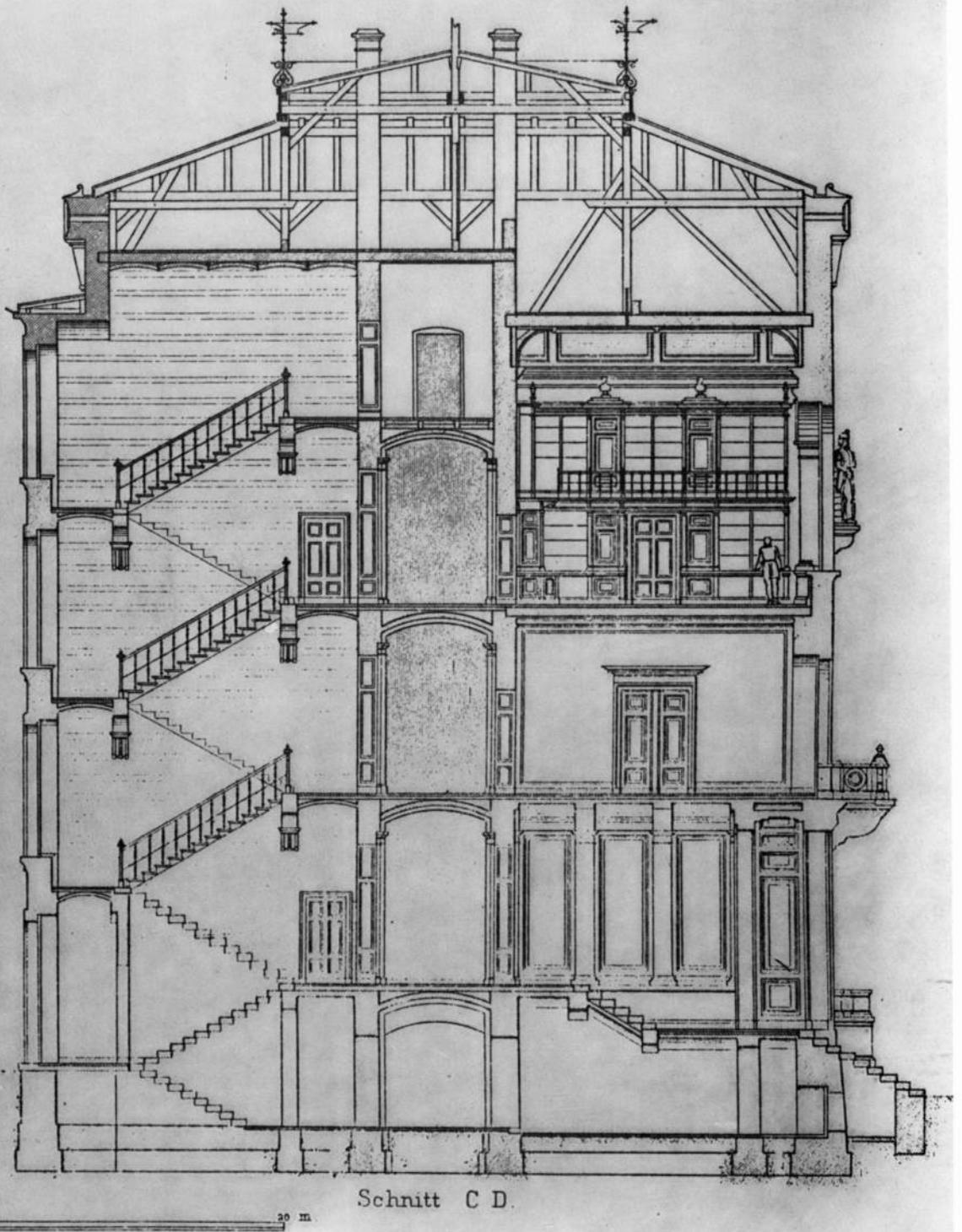


Abb. 3
Bergwerksdirektion, Mittelpavillon Trierer Straße, Querschnitt (Atlas Zs. f. Bw. 1882, Blatt 57)

Erdgeschoss.

- | | | |
|-----------------------|--------------------|-----------------------------|
| a Vorhalle | i Hauptkasse | r Botenzimmer |
| b Eingang | k Documents | s Registratur |
| c Vestibul | l Buchhalterei | t Vorsteher |
| d Haupttreppe | m Controleur | u Für auswärt. Boten |
| e Für d. Publikum | n disponible Räume | v Canzlei |
| f Rendant | o Botentreppe | w Treppe f. d. Vorstehenden |
| g Packraum u. Wächter | p Portier | x Räume f. Drucksachen |
| h Handkasse | q Warteraum | y Kassenrevisor u. Gehilfe. |

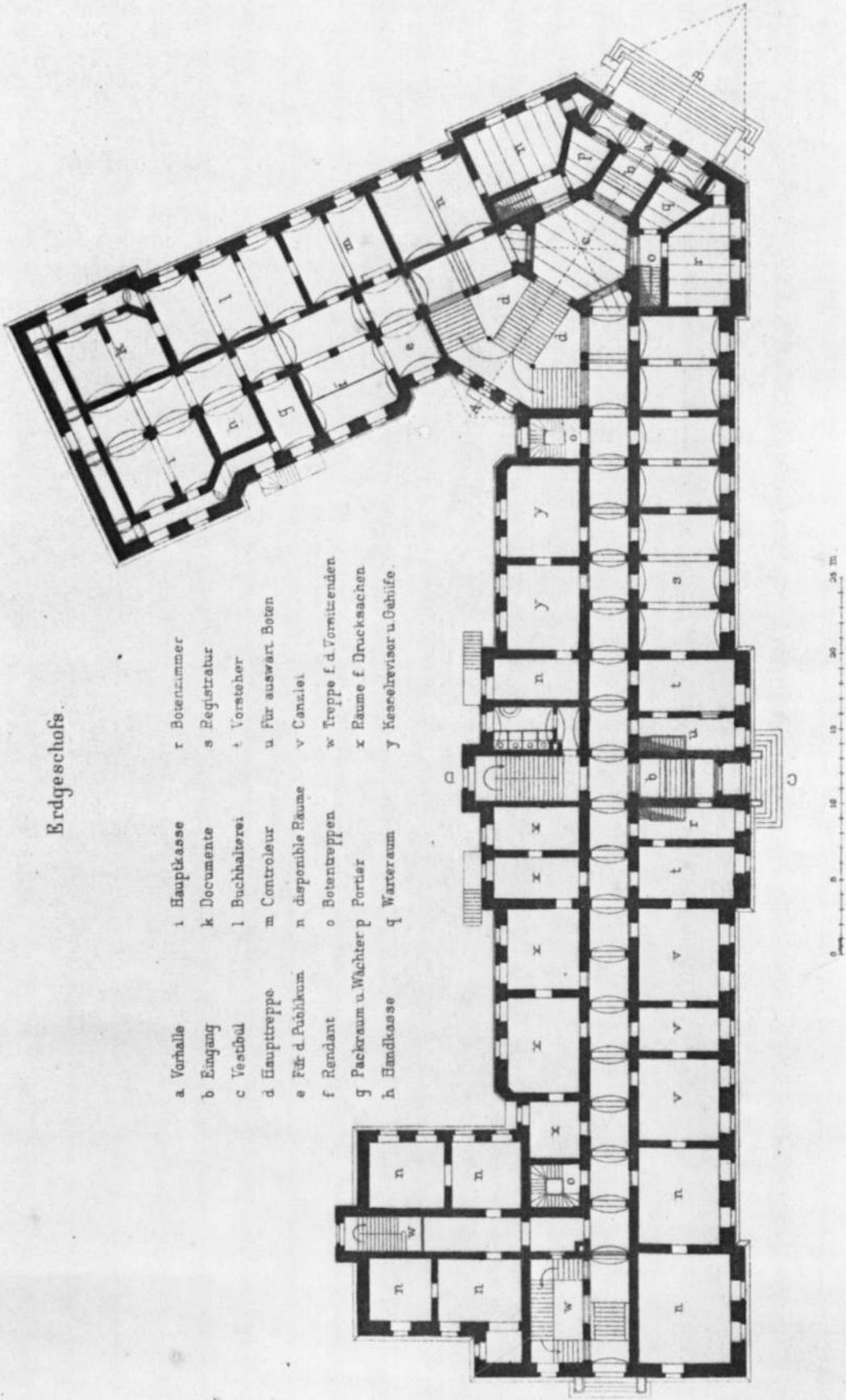


Abb. 4
Bergwerksdirektion, Grundriß des Erdgeschosses (Atlas Zs. f. Bw. 1882, Blatt 56)

II. Stock.

- | | | | | | |
|---|-------------|---|-----------------|---|---------------------|
| a | Baubüreau | f | Vorzimmer | l | Directions-Mitglied |
| b | Sitzungsaal | g | Revisionsbüreau | m | Hilfsarbeiter |
| c | Vorhalle | h | Bibliothekar | n | Obermarktscheider |
| d | Toilette | i | Lesezimmer | o | Marktscheiderbüreau |
| e | Orderrobe | k | Bibliothek | p | Instrumentenzimmer |

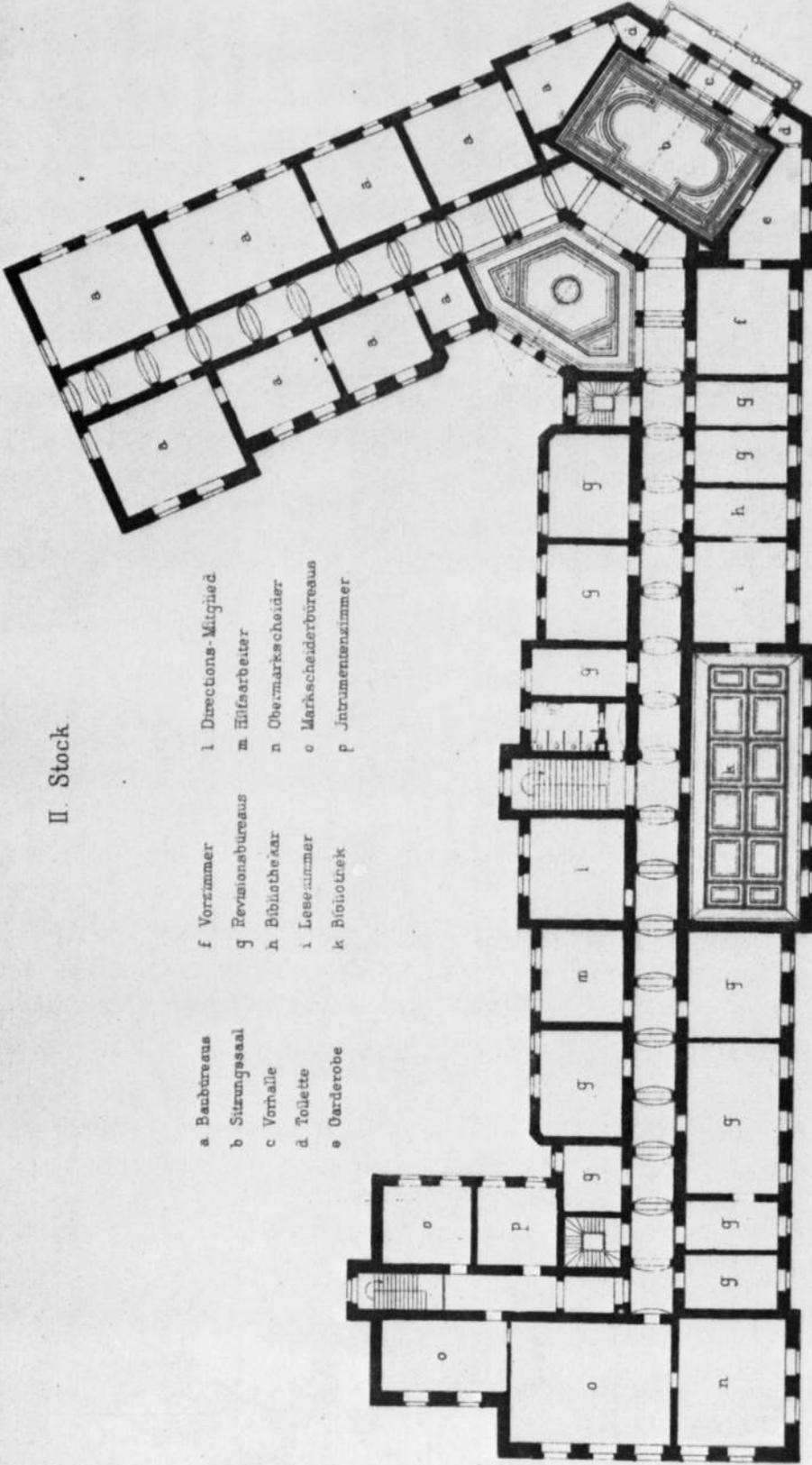


Abb. 5
Bergwerksdirektion, Grundriß des 2. Obergeschosses (Atlas Zs. f. Bw. 1882, Blatt 56)

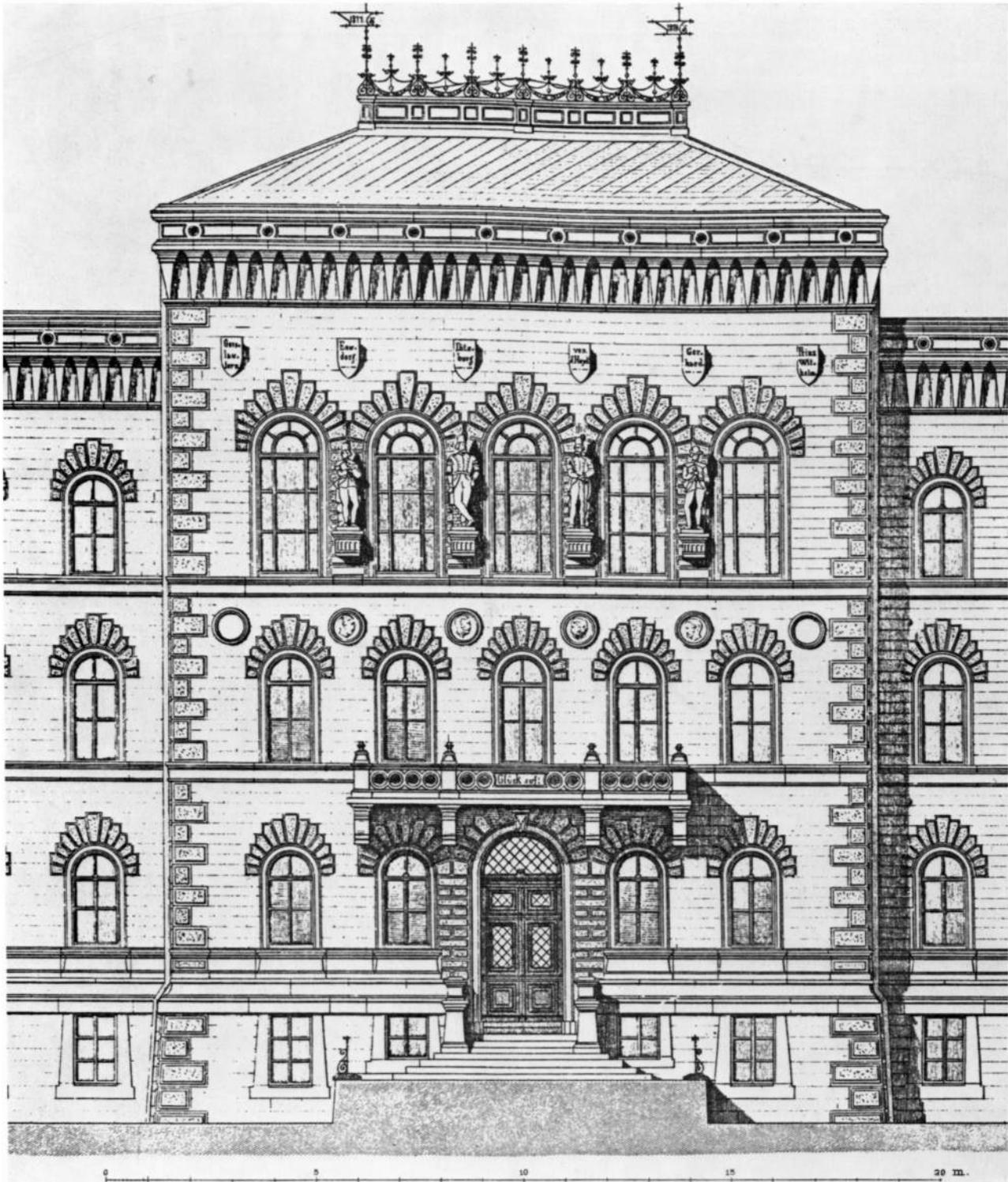


Abb. 6

Bergwerksdirektion, Mittelpavillon: Aufriß (Atlas Zs. f. Bw. 1882, Blatt 57)

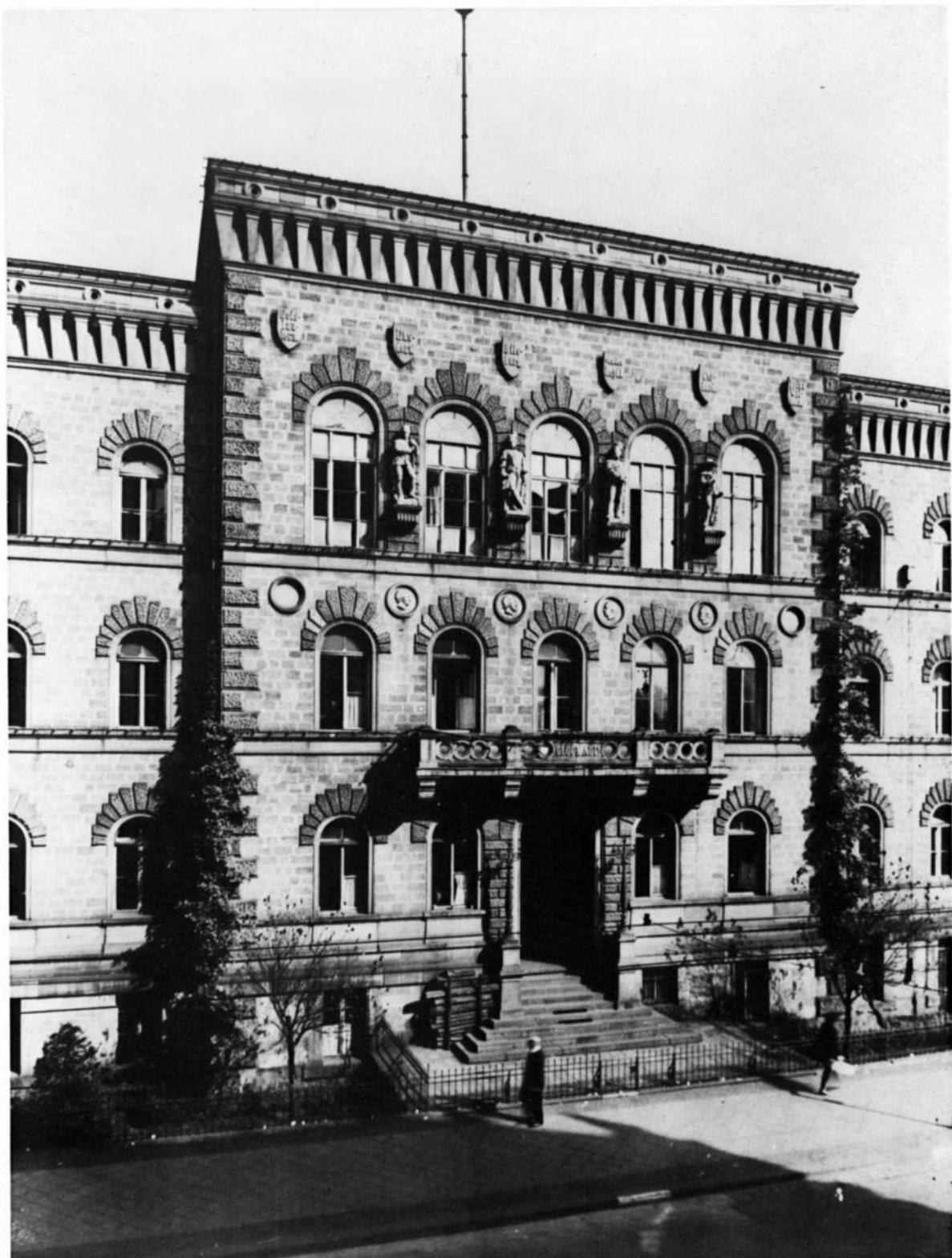


Abb. 7
Bergwerksdirektion, Mittelpavillon vor der Zerstörung

Foto: Archiv Saarberg, um 1940

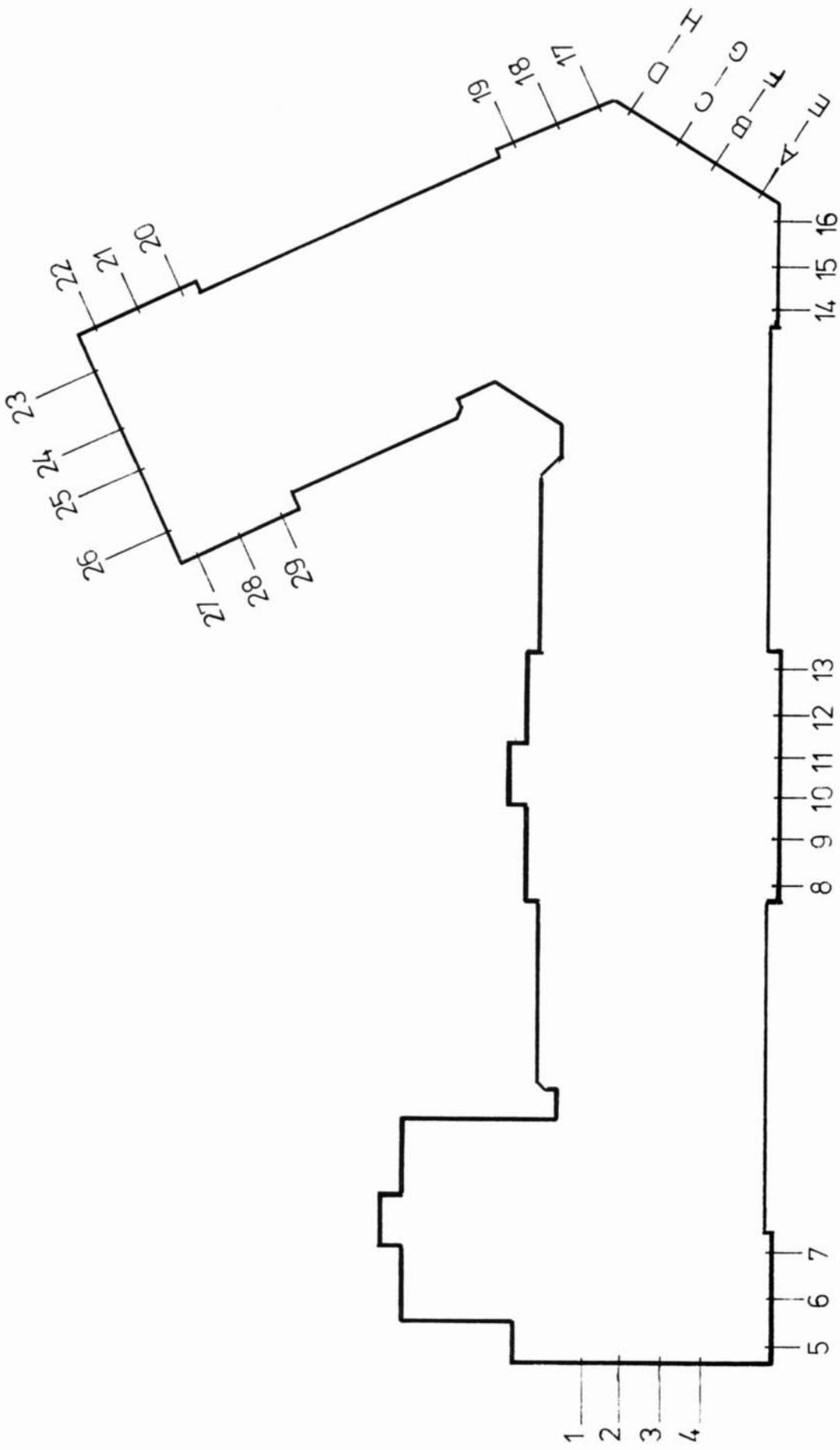


Abb. 8
Bergwerksdirektion, Schema der Aufteilung von Grubennamen, Wappen und Figuren

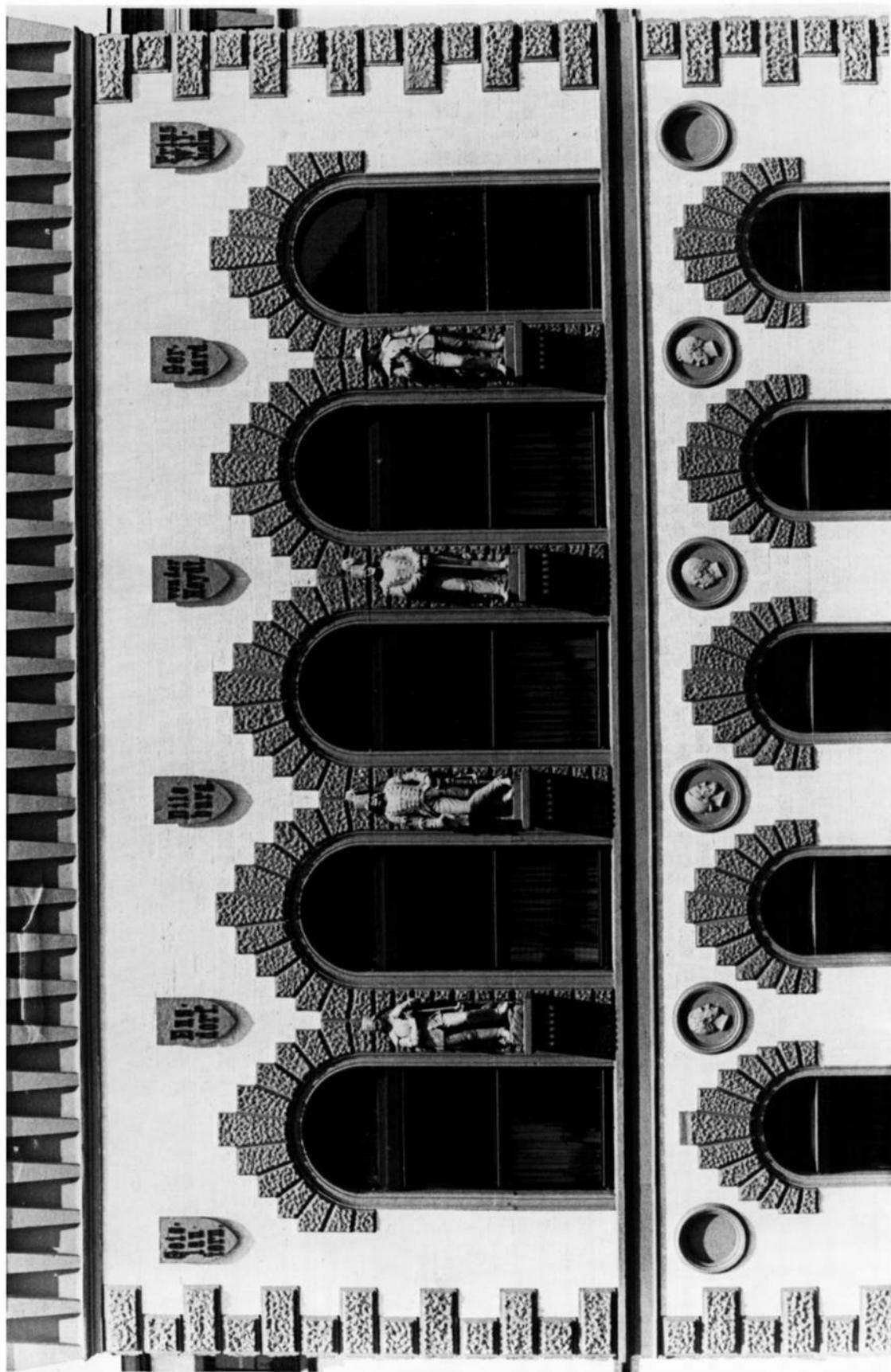


Abb. 9
Bergwerksdirektion, Mittelpavillon-Ausschnitt



Abb. 10
Bergwerksdirektion, Mittelpavillon, Porträt: Heinrich von Dechen

Foto: Dittscheid

Abb. 11
Bergwerksdirektion, Mittelpavillon, Porträt: Heinrich Böcking

Foto: Dittscheid





Abb. 12

Bergwerksdirektion, Mittelpavillon, Porträt: Otto L. Krug von Nidda

Foto: Dittscheid

Abb. 13

Bergwerksdirektion, Mittelpavillon, Porträt: Leopold Sello

Foto: Dittscheid



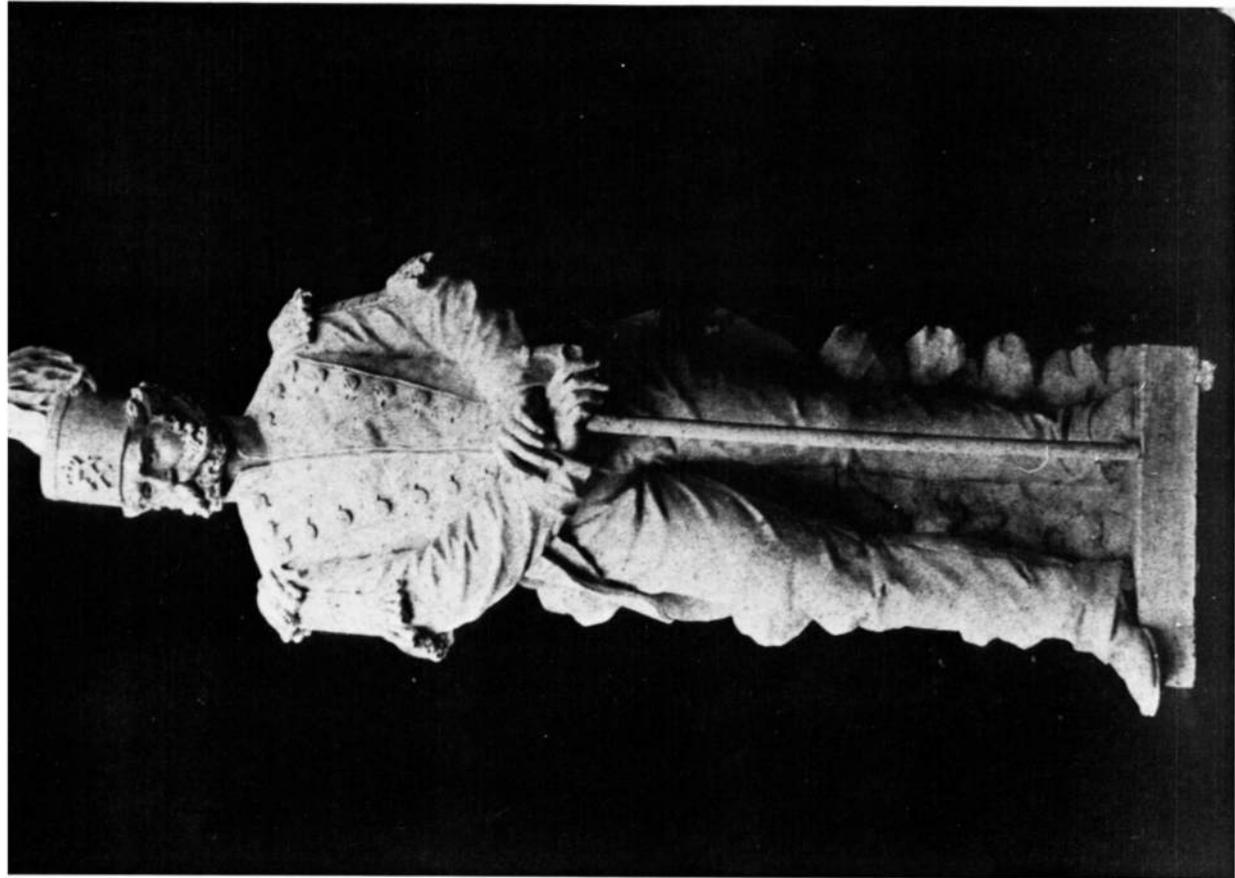


Abb. 14

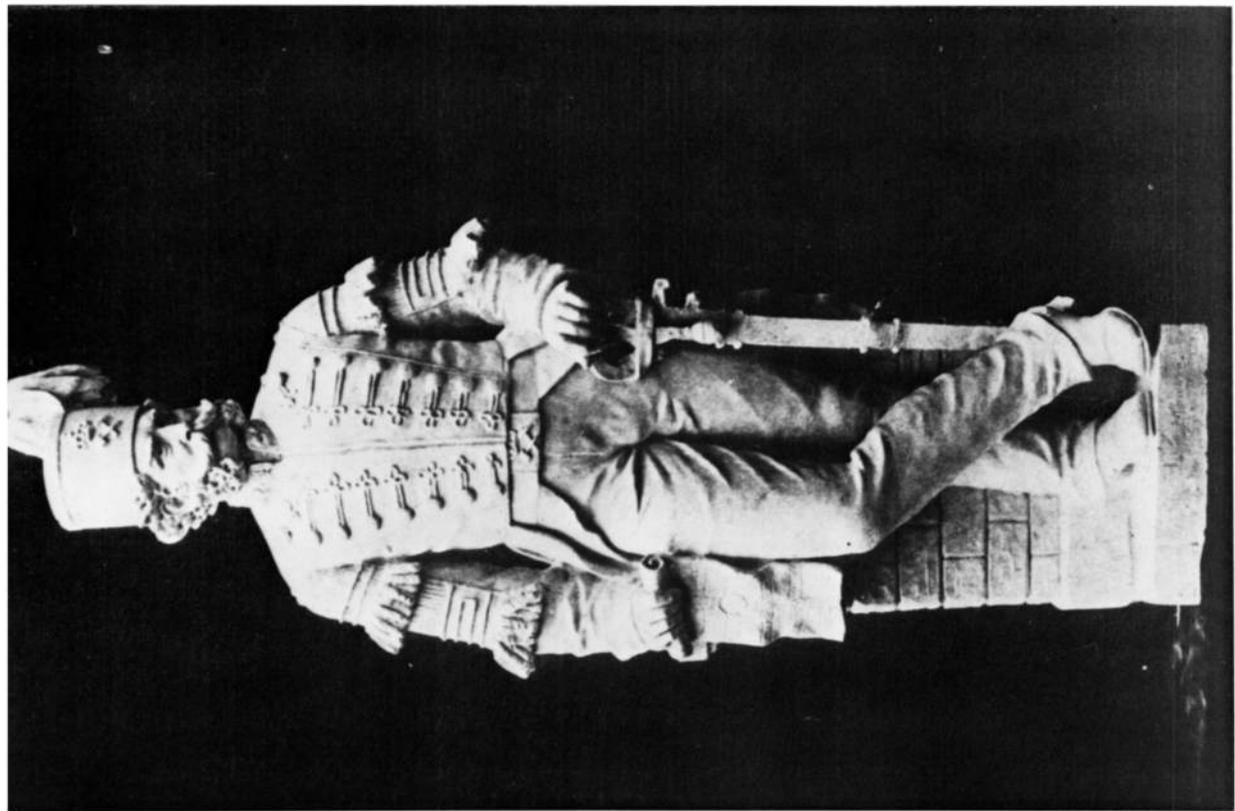


Abb. 15

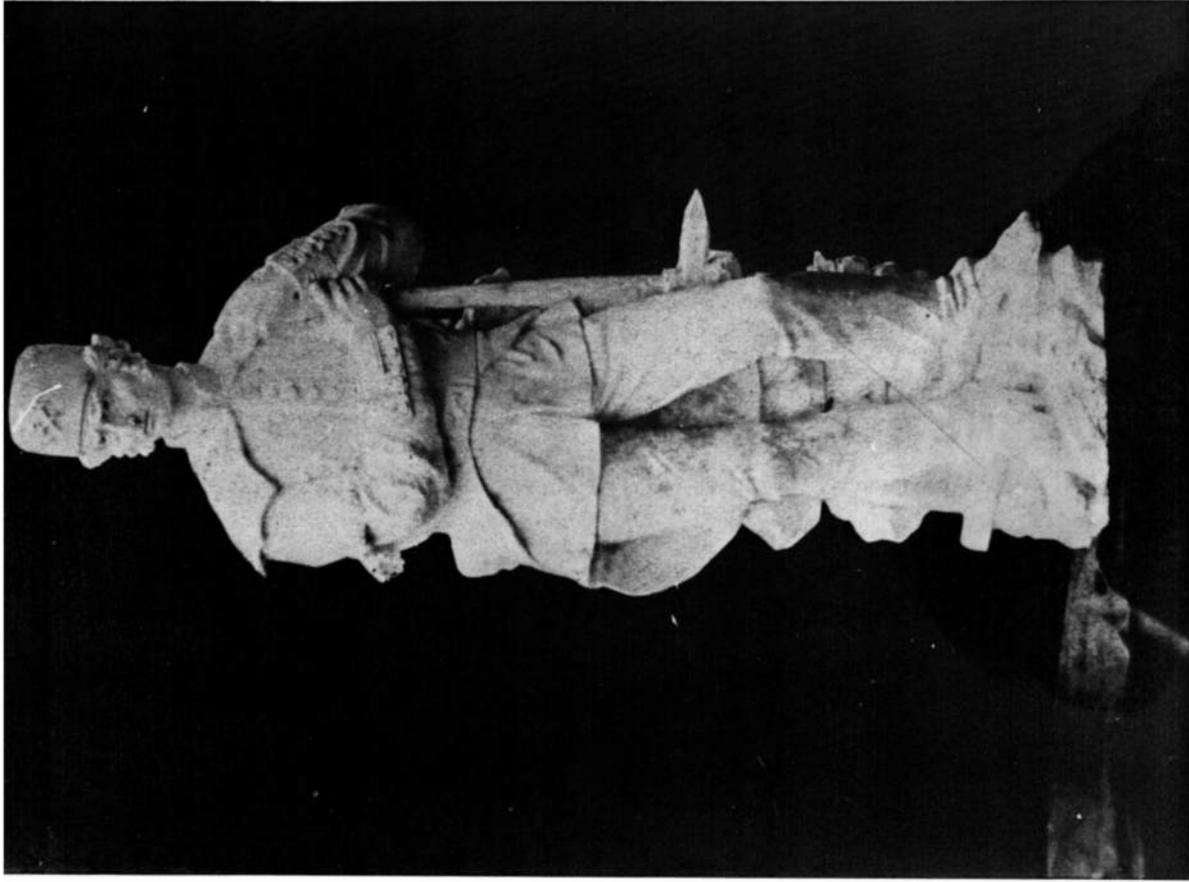


Abb. 17

Gipsbozetto zum Kohlenhauer am Mittelpavillon

Foto: Menges, um 1880

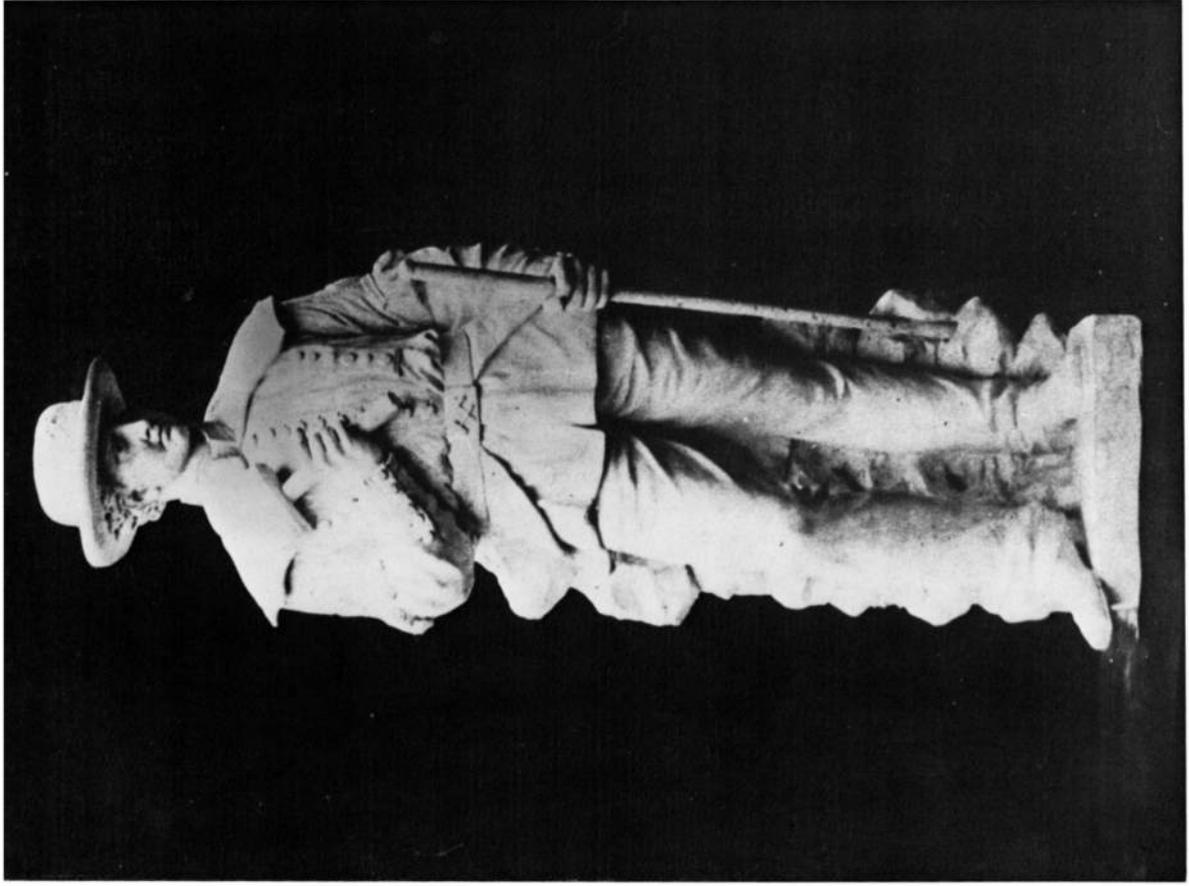


Abb. 16

Gipsbozetto zum Gesteinsbauer am Mittelpavillon

Foto: Menges, um 1880

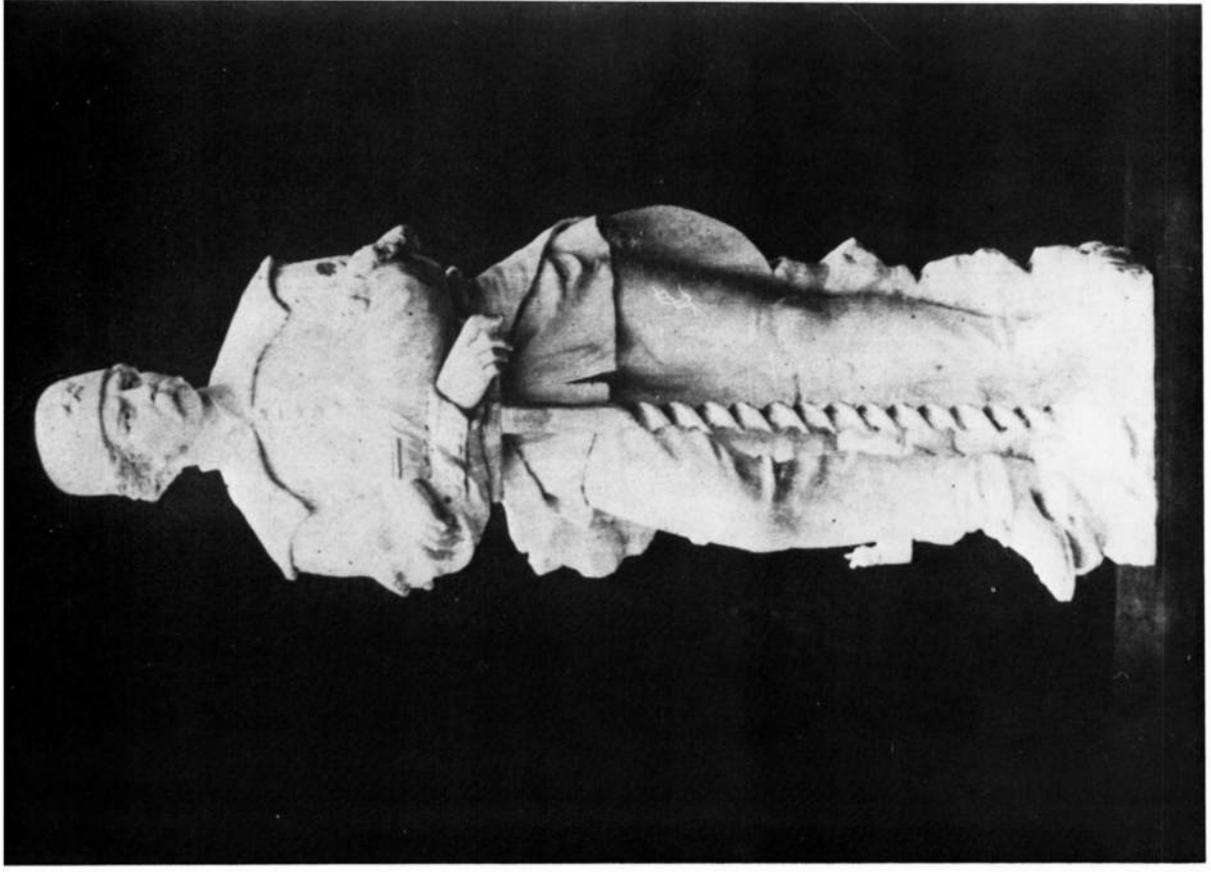


Abb. 19

Cinchenstoffe mit Daunen von F. J. Schmitt-Han

Expos. München im 1000

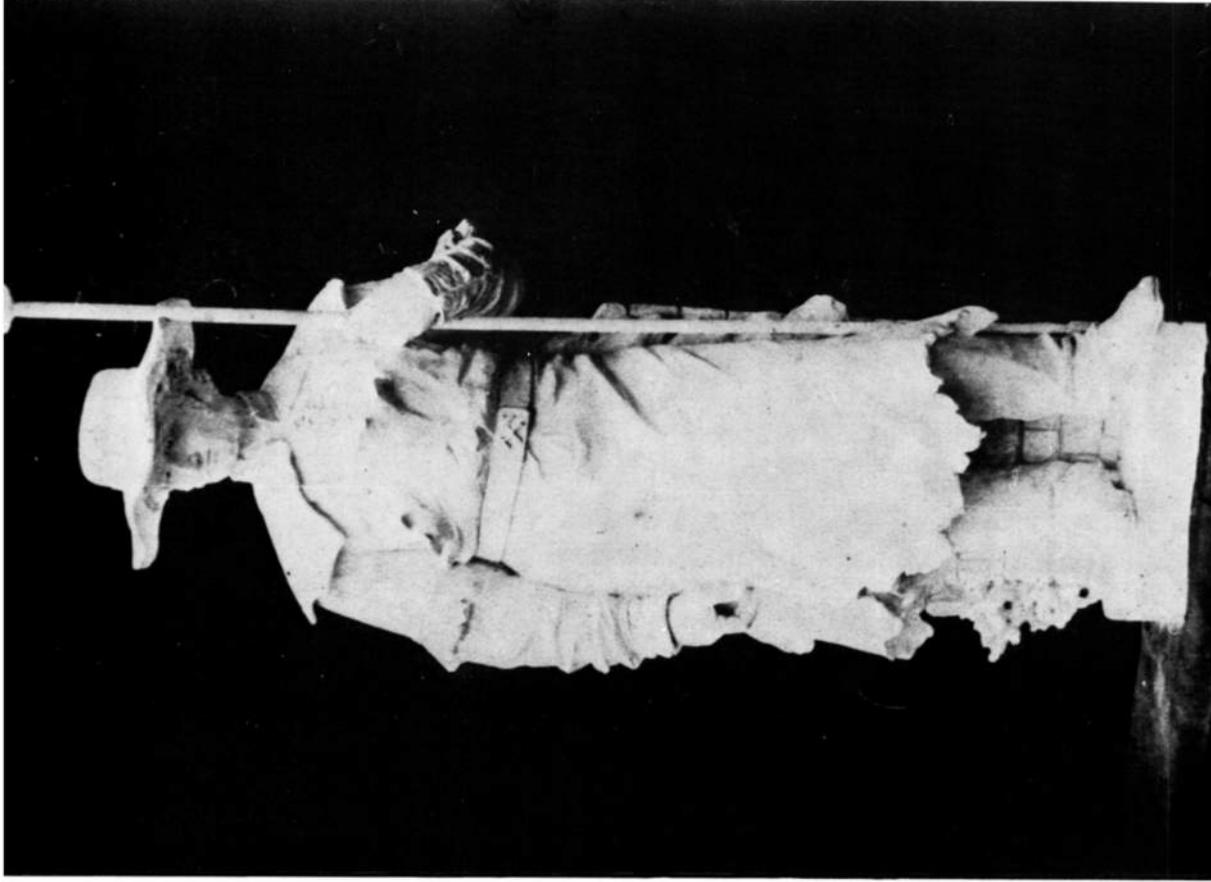


Abb. 18

Cinchenstoffe mit Füllmaterialien von F. J. Schmitt-Han

Expos. München im 1000

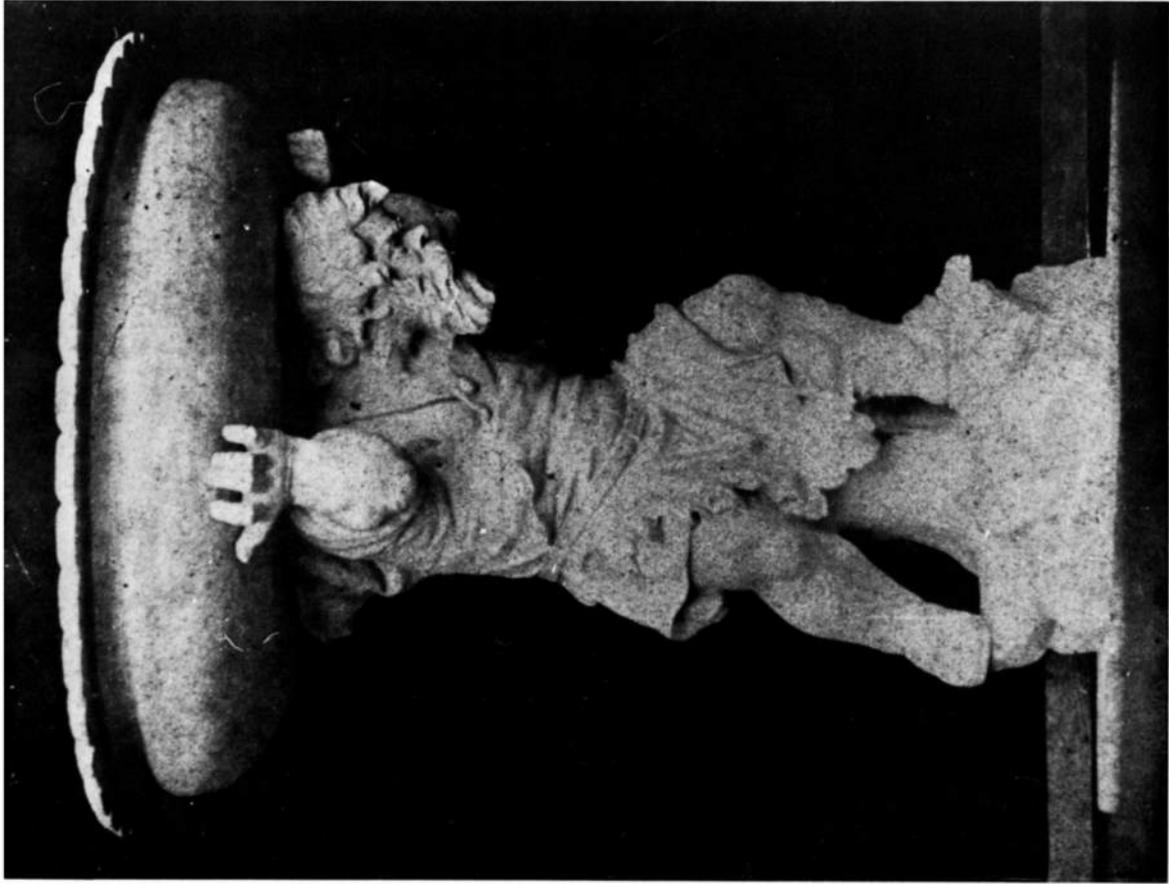


Abb. 21
Gipsbozetto zum Brunnenaufsatz, Seitenansicht

Foto: Menges, um 1880

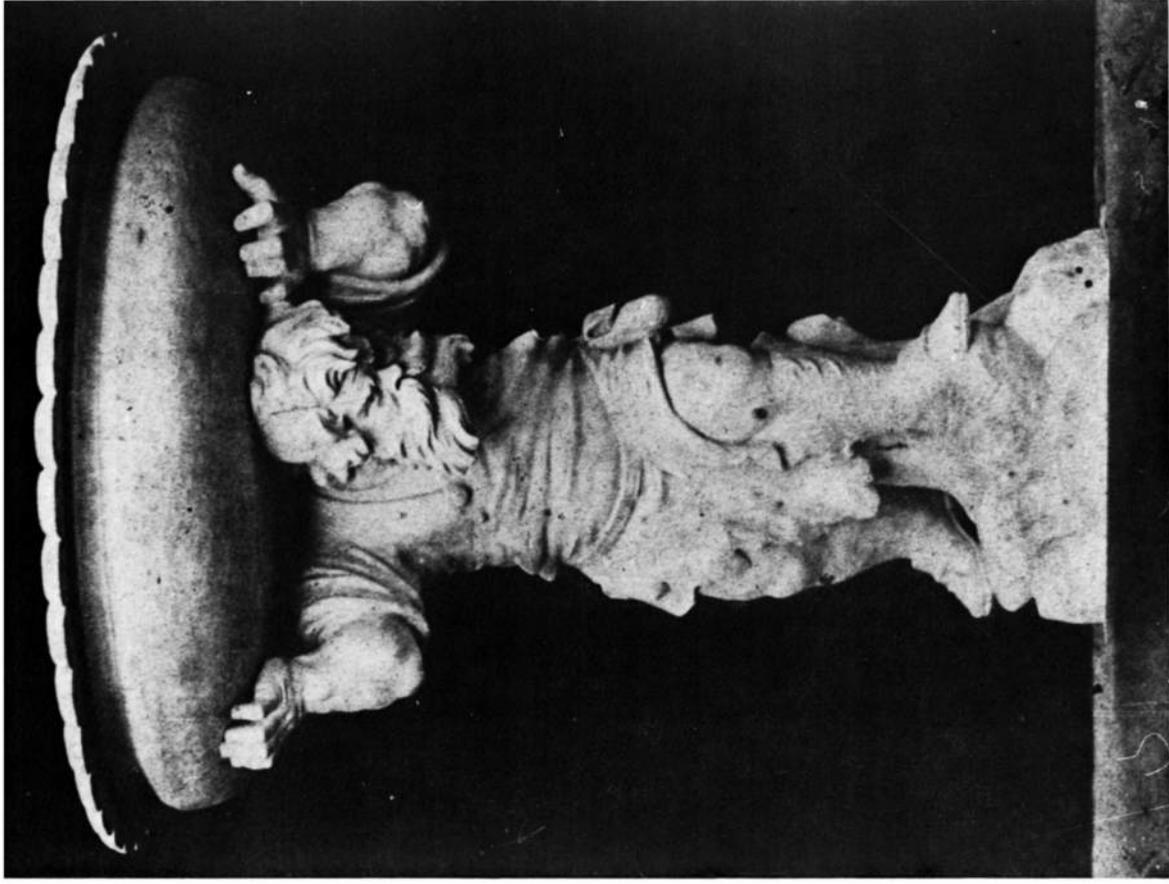


Abb. 20
Gipsbozetto zum Brunnenaufsatz vor dem Eckpavillon

Foto: Menges, um 1880



Abb. 22

Gottfried Schadow: Standbild des preußischen Generals von Zieten, 1794

Foto: Repro aus H. Mackowsky (zit. Anm. 45), S. 67



Abb. 25
Bergwerksdirektion, Treppenhaus im Eckpavillon

Foto: Saarberg (Meyer) 1976



Abb. 24
Bergwerksdirektion, Treppenhaus im Eckpavillon, Detail des Geländers

Foto: Saarberg (Meyer) 1976



Abb. 25
Bergwerksdirektion, Eckpavillon, Fußbodenkeramik im Treppenhaus

Foto: Saarberg (Meyer) 1976

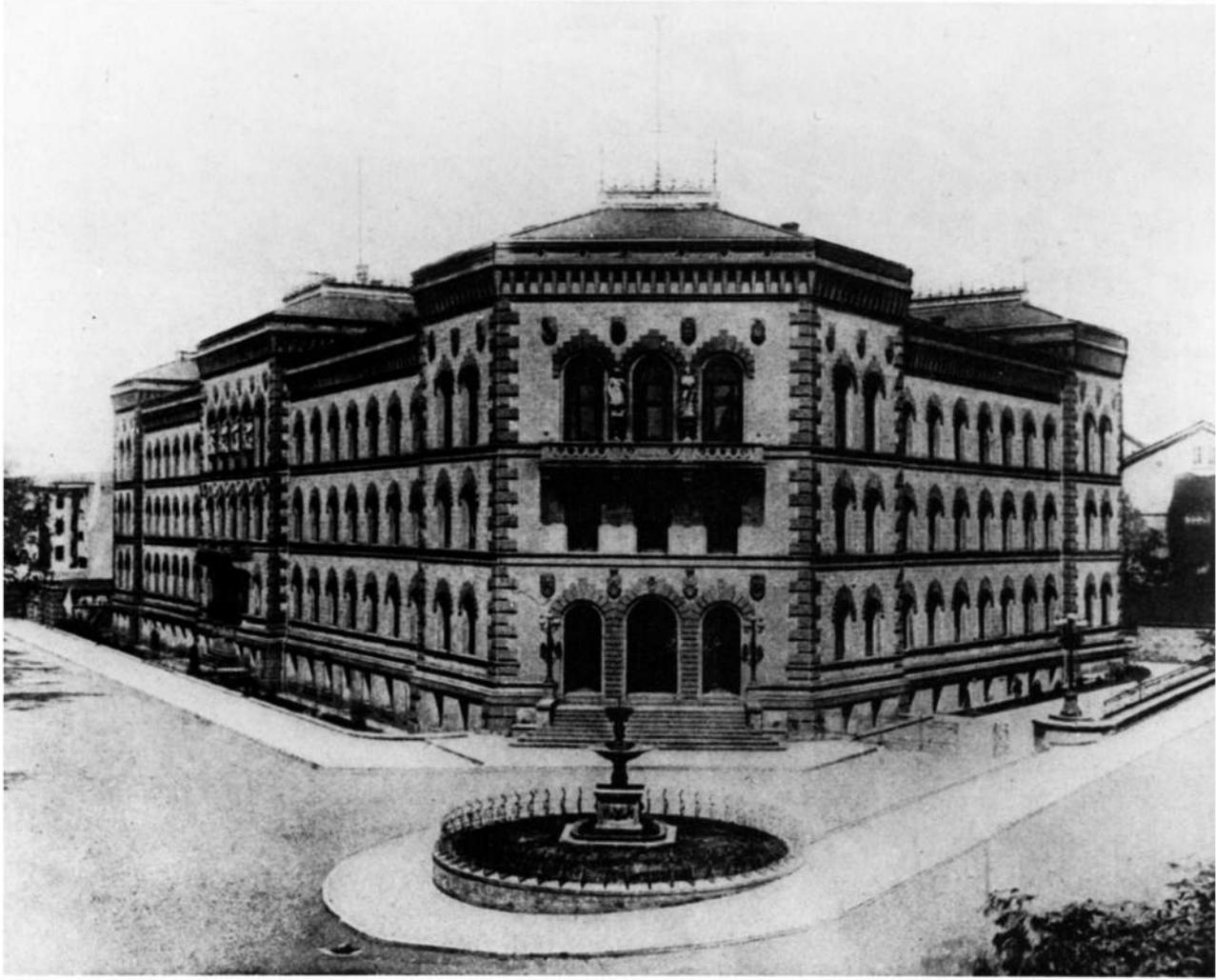


Abb. 26
Die Bergwerksdirektion mit „Rondell“ und Brunnen, von Süden

Foto: Archiv Saarberg, um 1920

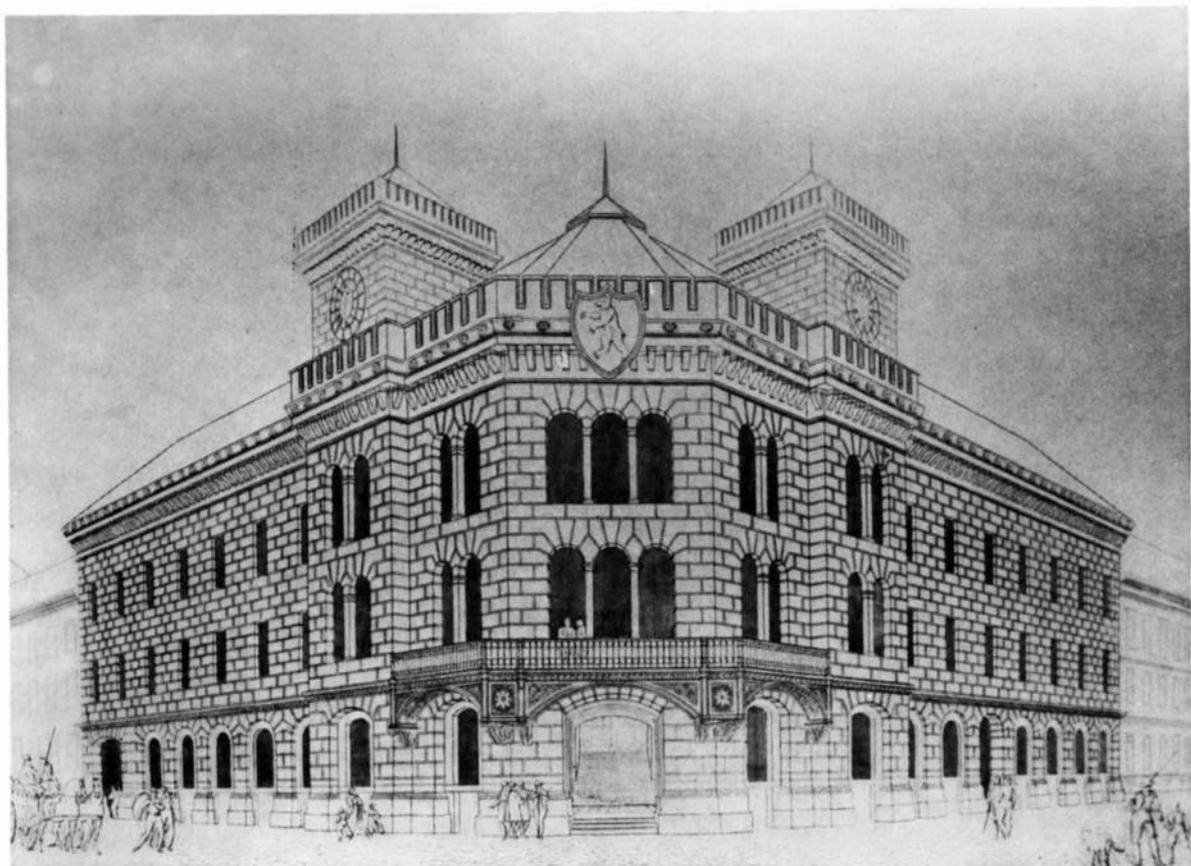


Abb. 27
 Karl Friedrich Schinkel: Entwurf zum Berliner Rathaus, Aufriß Foto: Repro aus P. O. Rave (zit. Anm. 38), Abb. 99

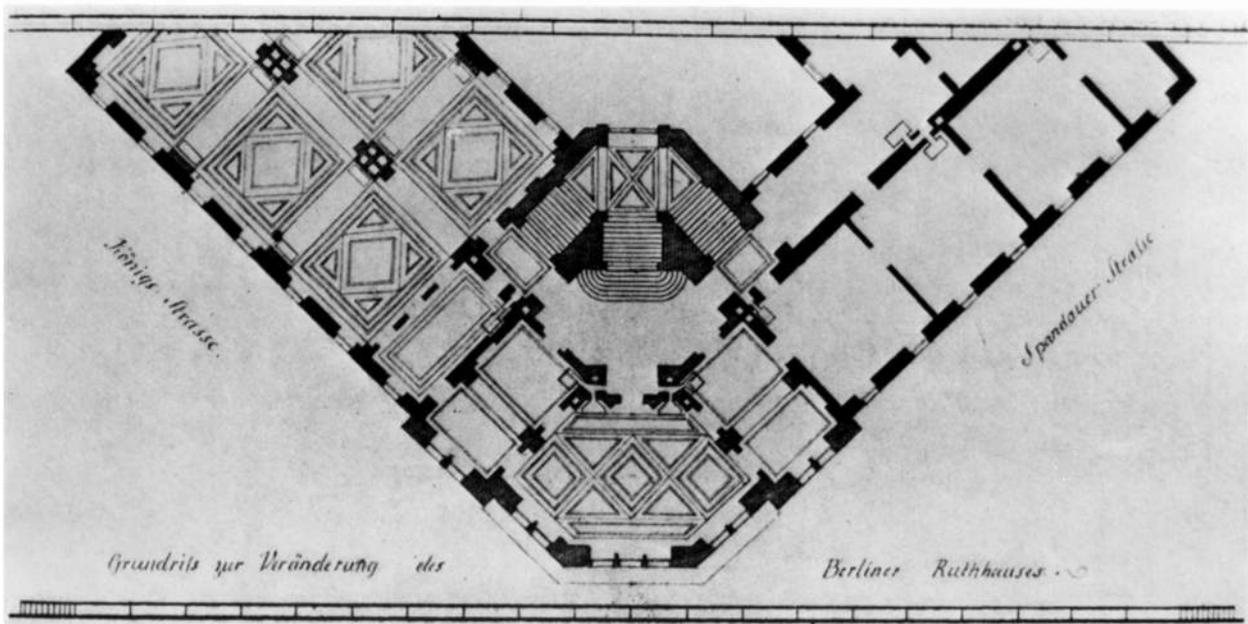


Abb. 28
 C. F. Schinkel: Entwurf zum Berliner Rathaus, Grundriß Foto: Repro aus P. O. Rave, Abb. 100

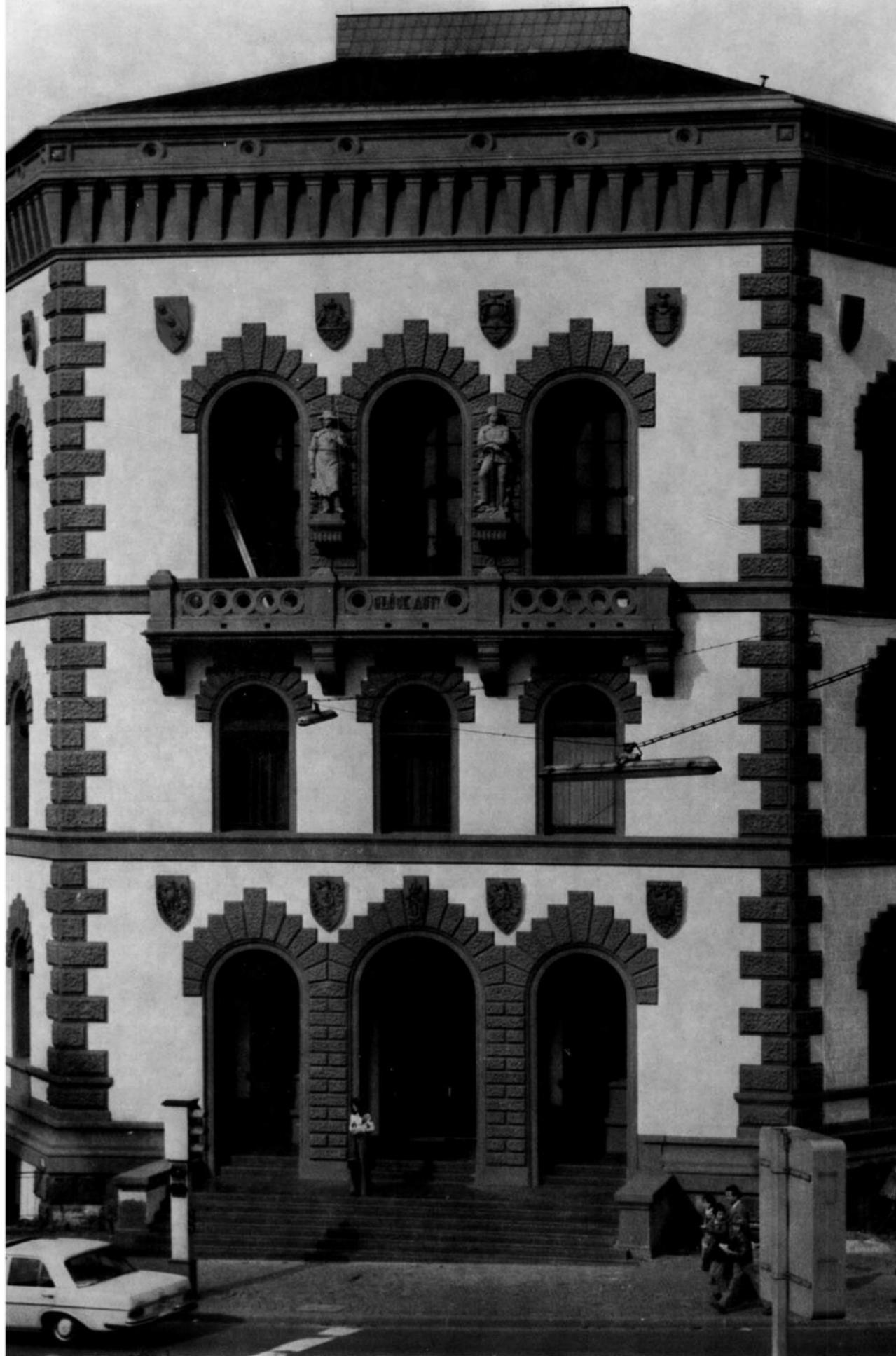




Abb. 30

Heinrich von Ferstel: Bank- und Börsengebäude in Wien

Foto: Repro aus R. Wagner-Rieger 1970 (Zit. Anm. 36)

Abb. 29

Bergwerksdirektion, Eckpavillon, von Süden

Foto: Saarberg (Meyer) 1976

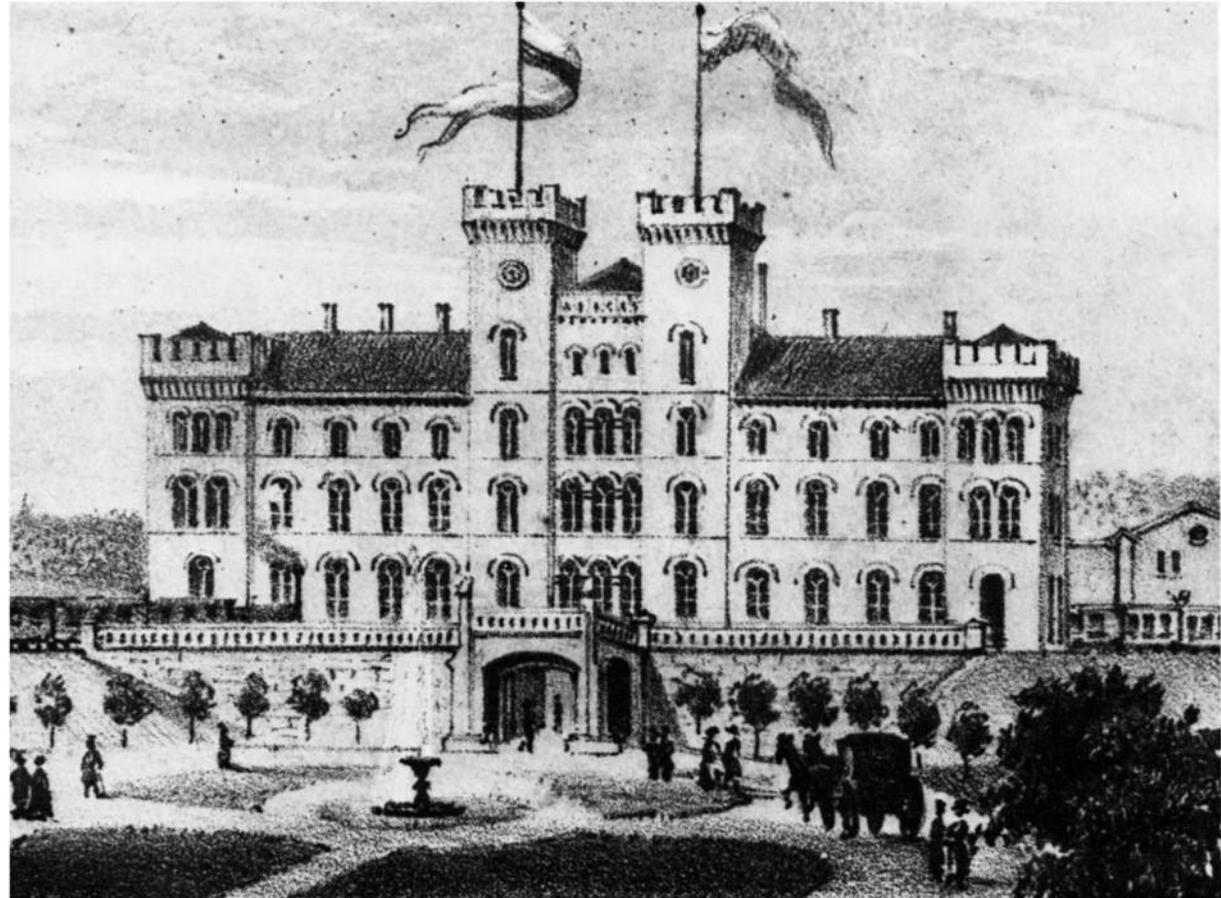


Abb. 31
Saarbrücken-St. Johann, Bahnhof, Detail einer Lithografie um 1860

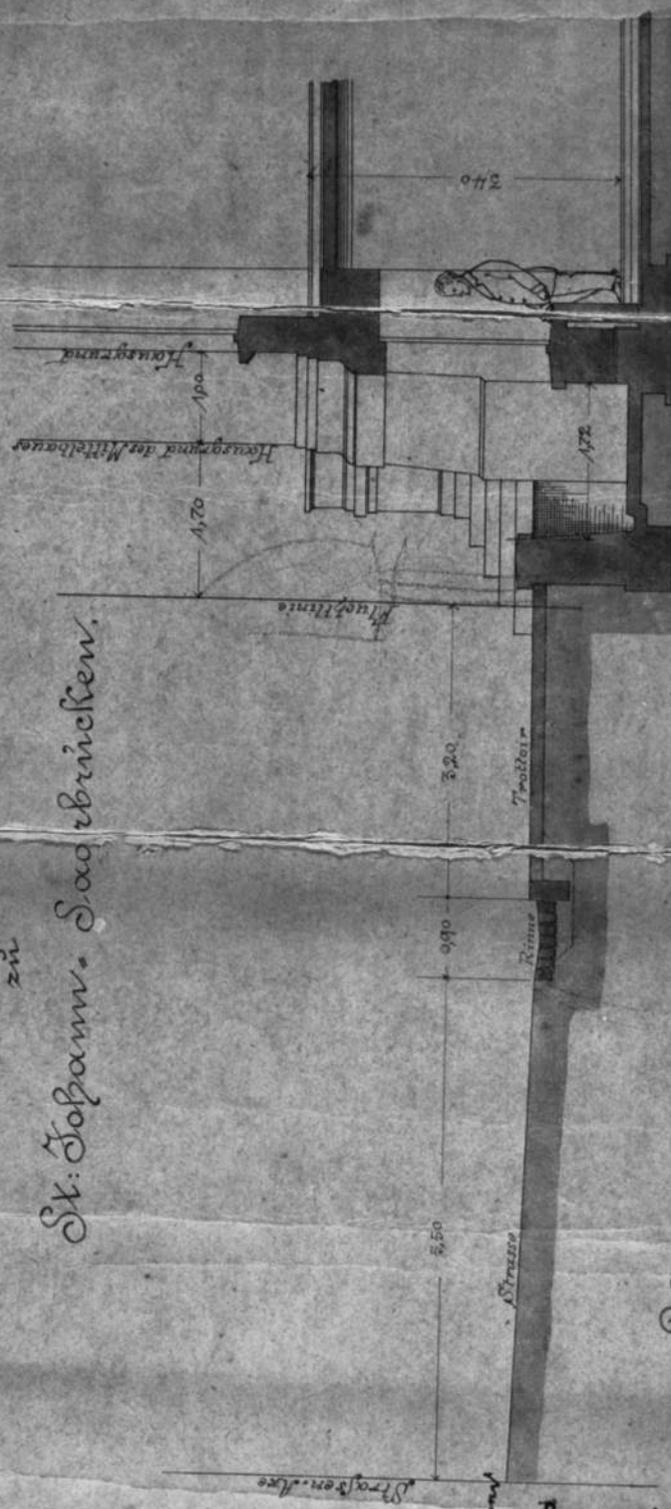
Abb. 32
Von-der-Heydt, Stolleneingang

Foto: Dittscheid 197



Verwaltungsbände
für die Königl. Bergwerks-Direction
zu

St. Johann. Saarbrücken.



Querschnitt durch den Lichtcanal
bei a. (siehe Situation.)

Maßstab 1:50.

Offen
St. Johann. den 5. Juli 1877
v. d. Bergwerks-Direction
A. Reichen.

1877.
Auftrag
vom 10. d. M. 4. zum Bau
d. neuen Verwaltungsbände
für die Bergwerks-Direction
St. Johann.

Ein Langzeit
vom 4. d. M. 1877
Der Bergwerks-Direction
St. Johann.

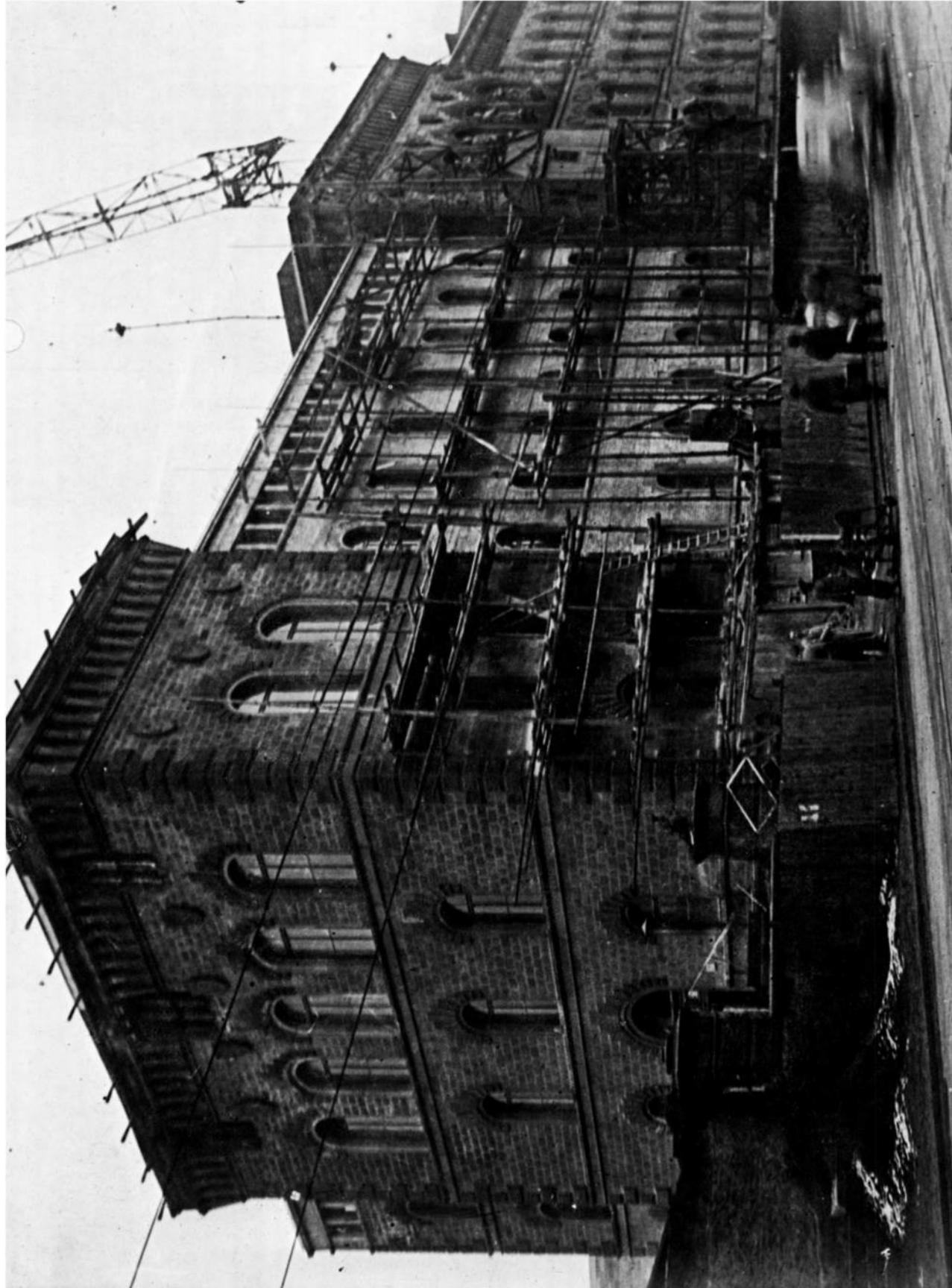


Abb. 34
Verwaltungsgebäude beim Umbau. Ende der 1940er Jahre

Foto: Saarbergwerke

umseitig:
Abb. 35

Plan zum Lichtkanal vor dem Direktionsgebäude vom 26. Mai 1877

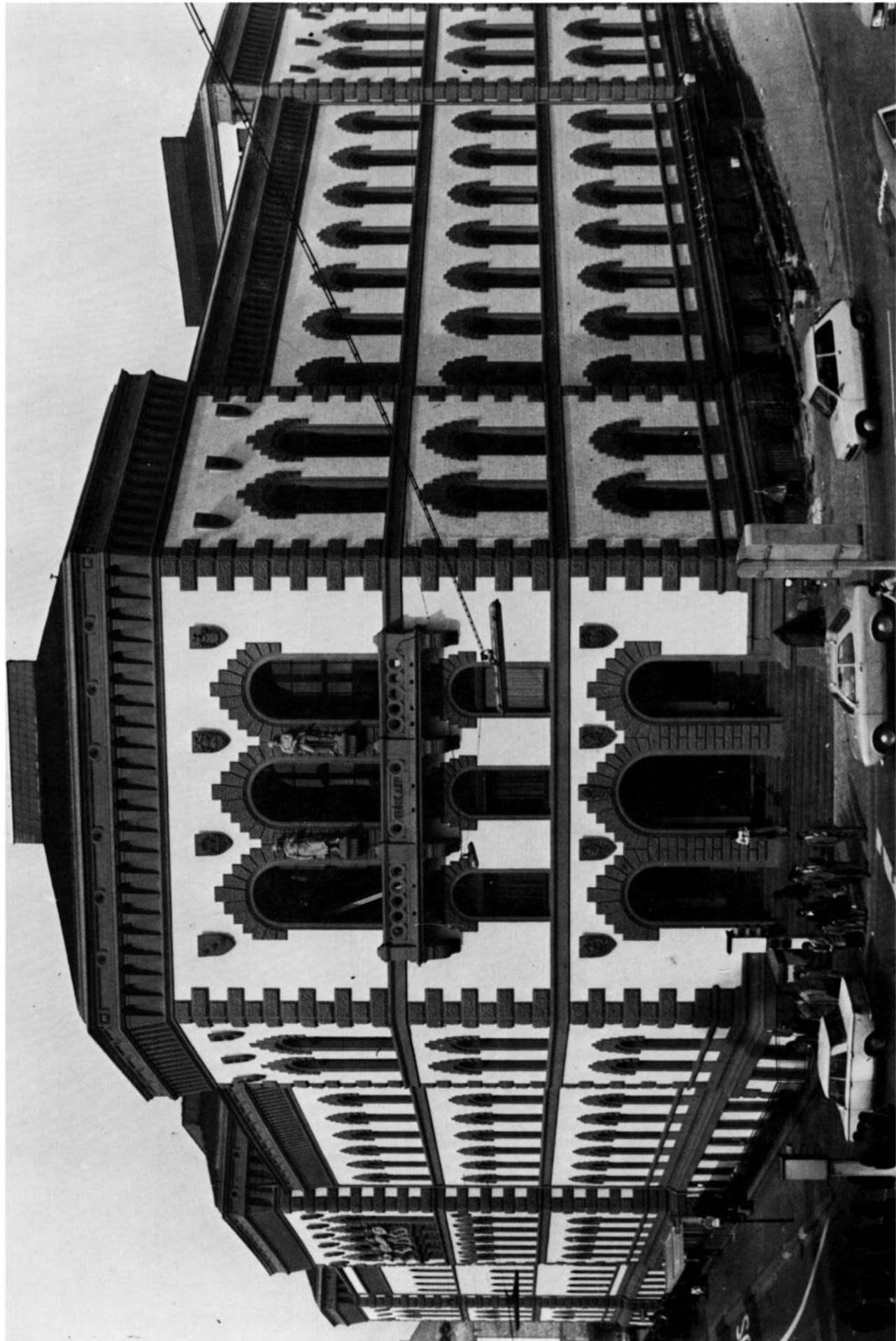




Abb. 36
Tür im Sitzungssaal des Direktionsgebäudes

Foto: Saarbergwerke

umseitig:
Abb. 35
Das Direktionsgebäude der Saarbergwerke nach der Renovierung 1976



Abb. 37

Einführung als Oberbürgermeister. Überreichung der Ernennungsurkunde durch den geschäftsführenden Beigeordneten Johann Ecken

Abb. 38

Besuch durch Bundespräsident Theodor Heuss anl. der Tagung der Max-Planck-Gesellschaft





Abb. 39
Prominenten-Sportler beim Fußball-Benefiz-Spiel im Ludwigspark

Abb. 40
Eröffnung des Fullerdom in der Gartenschau 1960



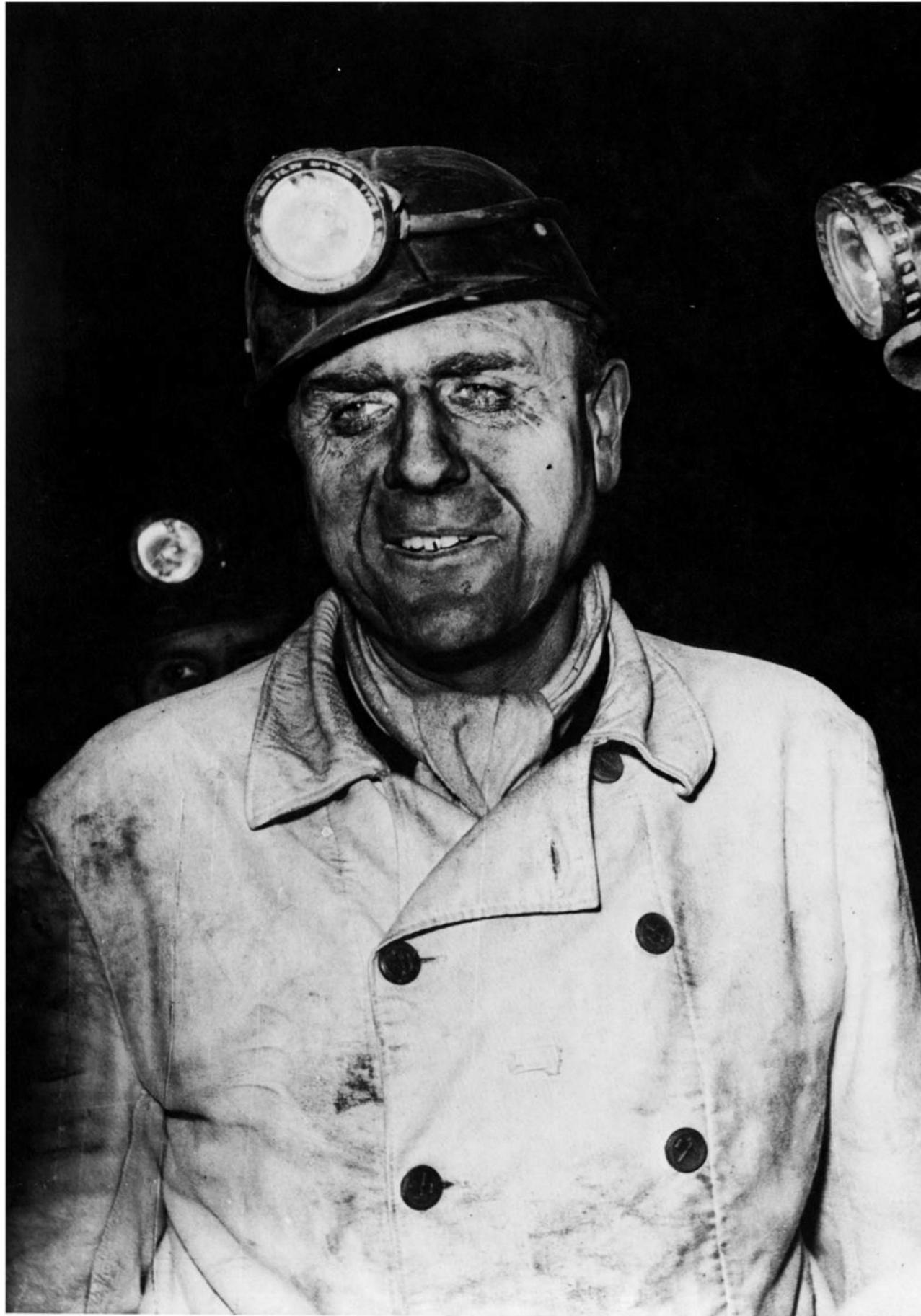


Abb. 41
Besuch der Grube Reden



Abb. 42
Rathaussturm, Kapitulation der Rathausbesetzung

Abb. 43
Partnerschaft mit Nantes (1965)





Abb. 44 22. Sendung „Der goldene Schuß“ in der Kongreßhalle. Empfang der Deutsch-Französischen Gesellschaft (Gäste u. a. Lou van Burg, Marianne Koch)

Abb. 45

8. Französische Woche im Saarland (Gäste u. a. Franz. Botschafter Seydoux)





Abb. 46

Empfang der Deutschen Weinköniginnen vor dem Rathaus. Ganz rechts: Deutsche Weinkönigin Theobald

Abb. 47

60. Geburtstag Wedekind





Abb. 48 19. Bundesparteitag am 4./5.10.1971



Abb. 49
Minister für Kultur Georgiens, Otar Taktakischwili, im Rathausfestsaal

Abb. 50
Oberbürgermeister Schuster und sein Nachfolger Oberbürgermeister Lafontaine, 1976



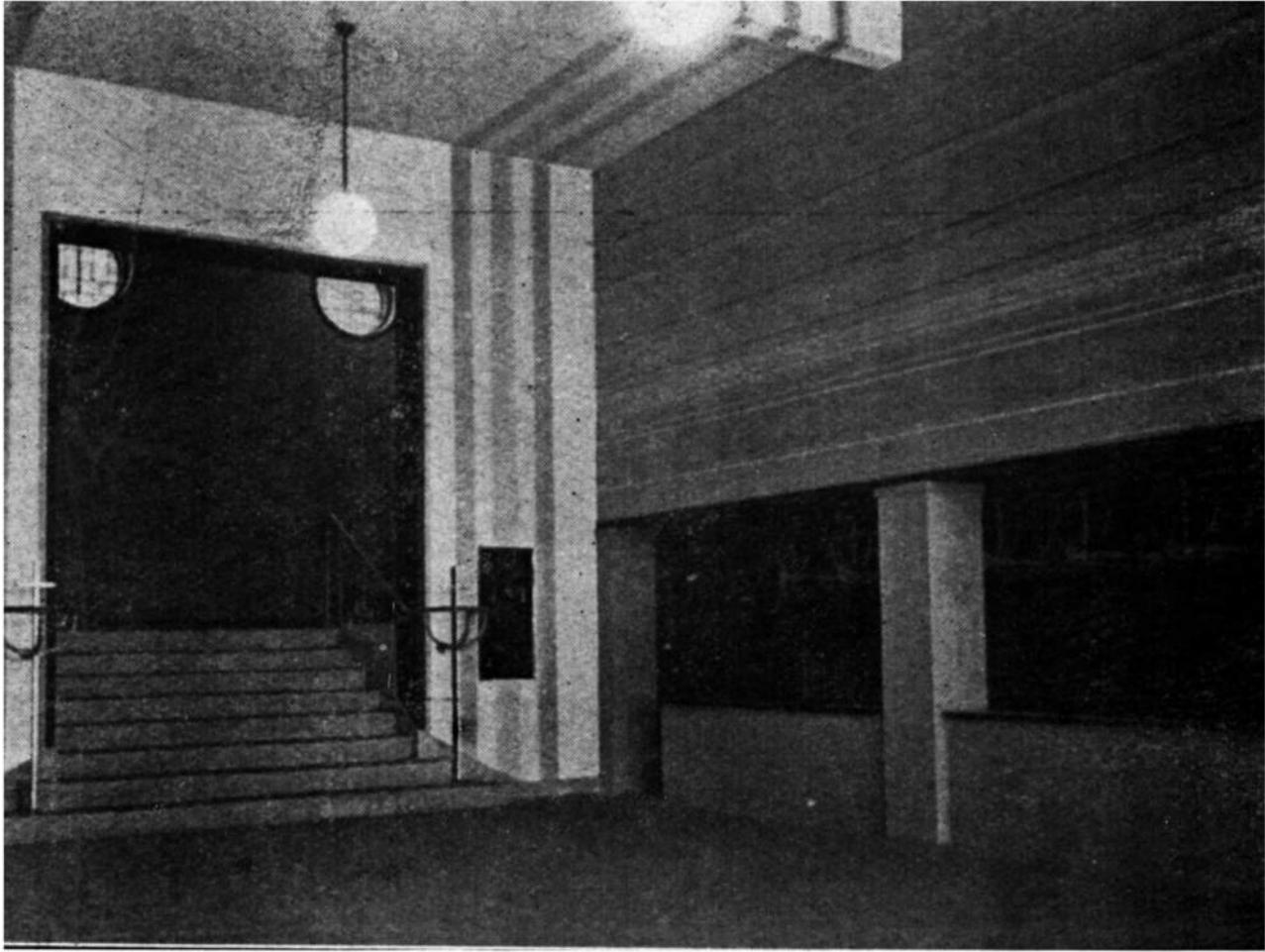


Abb. 51 Eingangshalle des Ev. Gemeindehauses St. Arnual, erbaut von Hans Weszkalnys 1951—1954

Abb. 52 Das 138er Denkmal von Hans Weszkalnys, Hako Weszkalnys, Architekten, 1935



Saarbrücken, 138er Denkmal mit Christ-Königkirche

Entwürfe: Architekt B. D. A. **HANS WESZKALNYS**
 Saarbrücken 3, St. Johanner Markt 49. Telefon 2 35 40.

Werteanalyse
 □ 400 500 6.700
 7. 085 · 5 = 34.20 P
 16

50 Das Wohnhaus der Berufstätigen.

Auch die berufstätige alleinstehende Frau, der arbeitende Jungeselle, das berufstätige Ehepaar, sehnen sich nach dem ruhigen Eigenheim im Einzelhaus. Der Entwurf sieht im Erdgeschoß eine vermietbare Wohnung unter ähnlichen, bescheideneren Bedingungen vor, wie das Heim des Eigentümers im Obergeschoß. Sie enthält den Wohnschlafraum mit anschließender Dusche, Kochnische und W. C. Gastzimmer, für beide Wohnungen nach Bedarf.

Obergeschoß über Außentreppe erreichbar. Vom Vorraum aus direkt zugänglich: Wohnraum, Schlafraum, Bad mit W. C., Küche mit Speisekammer. Terrasse nach Nordwesten, da für Abendbenutzung. Oertliche Gasbeheizung. Nicht unterkellert.

Bebaute Fläche: 61 qm; umbauter Raum rd. 400 cbm.
 Preis je cbm umbauten Raumes 20 RM.

Baukosten (ohne Terrasse) ca. 8000 RM.

51 Einfamilienwohnhaus

für Herrn Gärtnereibesitzer W. an der Straße „Hohe Wacht“ in Saarbrücken 1.

Erdgeschoß: Wohnzimmer, kl. Arbeitszimmer, Wohnküche mit Speisekammer, Klosett, offener Sitzplatz.

Obergeschoß: 3 Schlafräume und Bad.
 Ganz unterkellert. Zentralheizung.

Bebaute Fläche: 67,5 qm; umbauter Raum: 523 cbm.
 Preis je cbm umbauten Raumes: 20 RM.

Baukosten (ohne Zentralheizung) ca. 10500 RM.



Zu 51: Einfamilienwohnhaus

42

Entwürfe: Architekt B. D. A. **HANS WESZKALNYS**
 Saarbrücken 3, St. Johanner Markt 49. Telefon 2 3

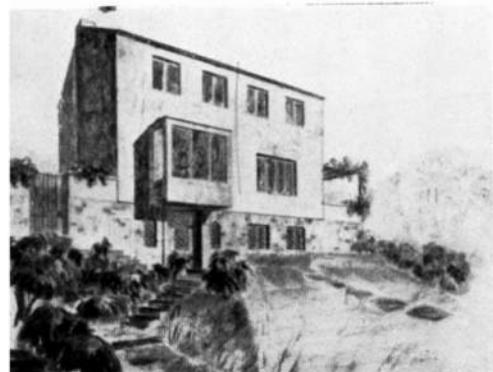
Abb. 53/54
 Wohnhäuser von Hans Weszkalnys, Seite 42 und 43 des Katalogs der Ausstellung „Das Haus für alle“ der Ortsgruppe Saarbrücken des BDA vom 11.—31.1.1935

52 Einfamilienhaus am Südhang des Petersberges.

Ein Haus für Menschen mit gehobener Lebensführung, durch wirtschaftliche Verhältnisse auf knappen Raum gezwungen.
 Erdgeschoß: Großer Wohn-Eßraum über die ganze Hausbreite. Küche, Speisekammer, W. C. Vorraum. Südterrasse als Verbindung zum Garten.

Obergeschoß: 3 Schlafräume, Bad, Balkon.
 Durch die Berglage erhält die Südseite des Kellers volles Licht, daher Verzicht auf steiles Dach und Trocken- und Abstellraum, evtl. Mädchenkammer im Sockelgeschoß. Zentralheizung. Massiver Backsteinbau, Sockel Bruchstein. Das Dach mit 20 Grad Neigung, mit Flachdachpfannen gedeckt, ergibt einen genügenden Luft- raum zu Kälte- und Wärmeisolierung der Schlafräume.

Bebaute Fläche 67,5 qm, umbauter Raum 540 cbm.
 540 cbm à 20 RM. = 10800
 Zuschlag für Heizung und Terrasse 2200
 Gesamtbaukosten 13000



Zu 53: Einfamilienwohnhaus

53 Einfamilienwohnhaus

für Herrn Ing. R. am Weinbergweg in Saarbrücken 1.
 Das Haus liegt am Berghang. Haupteingang im Sockelgeschoß, gleichzeitig Gartenhalle. Die Hauptwohnräume in Süd- und Aussichtslage.

Erdgeschoß: Herrenzimmer, Eßzimmer, kl. Wohnzimmer, Küche, Klosett, Vorraum, offener Sitzplatz.
 Obergeschoß: 3 Schlafräume, Bad, Klosett.
 Ganz unterkellert. Zentralheizung.

Bebaute Fläche: 97,5 qm; umbauter Raum: ca. 860 cbm.
 Preis je cbm umbauten Raumes 20 RM.
 860 cbm à 20 RM. = 17200
 Zuschlag für Parkettböden, Terrasse, Zentralheizung usw. 4800
 Gesamtbaukosten 22000



Abb. 55
Friedrich-List-Schule Saarbrücken

Abb. 56
Eingang zur Friedrich-List-Schule Saarbrücken





Abb. 57
Hans Weszkalnys am 1. 9. 1930

